

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1859)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Sinkenden Boten Neujahresgruß.

He nu su de — da wär' i ja
 Sit wiederum am Schärme!
 Ha wäger nit geng Fyrtig g'ha,
 Bi froh mi bi 'n ech z'wärme.
 Wyt bin i dä Rung ume choh
 Im Osten und im Weste,
 Ha mänge Schuh voll use g'noh;
 Deheim isch's halt am beste.
 Su grües ech de, ihr liebe Lüt,
 Gott segn'ech d's Jahr allsamme.
 Leer chumme-n-i oh notti nit,
 I ha geng öppis z'chräme.

Da bringe'n i n'es Chlümpli Guld,
 S'ist vo Australien äne,
 Bi zwar am Suche dert nit Schuld,
 I spare lieber z'äme.
 Dem, wo's het g'funde, thut, Gottlob!
 Sez oh kei Zahnd meh weh;

Z'tod g'schundte het dä Tropf si d'rob,
 Der G'winnt hei Andri g'seh.

Hie han-i us Amerika
 Wo fälle Werthpapiere,
 Wo zwanz'gprozentige Curs hei g'ha,
 Bis zum Verbanfrutiere;
 S'blut hie oh mängem g'schyde Ma
 Nüt meh dervo, als d's Fluche,
 Sä Bübli — zünd m'er d'Pfyffe'n a —
 Darzu si sie noh z'brunche.

Da ist es Bröcheli Opium
 Und e Chineser-Pfyffe;
 Dert rauche sie sich sturm und dumm
 Dermit — 's tsch chuum z'bigriffe.
 Und wil der Chaiser b'balget het
 Und d's Opium verbotte,

B'schießt ihm der Engelländer d'Stadt,
Mit syne Chrämer-Flotte.

Das ist es chöstlig's Sibezüg —
I' Japan wird das g'wobe,
Am End' der Welt, wo sich der Chrieg
Noh nit het usg'schobe.
Sit hei sie dert, us Furcht dervor,
— S'isch nümme g'si z'vermide —
Dem Handel g'öffnet Thür und Thor,
Gut Nacht dem stille Friede!

Das ist es Pelzli vo me Thier
Wo z'hinderst us Sibirie,
Der russisch Kaiser bruucht d's Jahr schier
Mängs hundert für nit z'früre.
Denn het er oh d'Vybeigenschaft
Jez abg'schafft alle Buure,
B'het d'Chälti doch die glychi Chraft
Und dringt dür Schloß und Muure.

Z'letst bin i wieder ume cho
Wo min'n Exkursion, —
Ha in Europa Posse g'noh
By allerlei Natione.
Im Land „wo die Citronen blüh'n“
Da bin i z'erst usg'stiege.
S'ist wahr, grün ist dert noh so grün
U d'Luft! me möcht drin flüge.
Doch wo eim d'Erde nümme treit,
Wo d'Berge Füür usspene,
D'Bäch glüye und wo's Aesche schneit;
Da thät mi d's Heymet reue.
G'seht! da ist so n'es Lavastück,
Drin e verchohlti Rebe,
Sie b'hallet doch noh z'letst, zum Glück,
Süst chönt kei Möntsch da lebe.
Will g'schwyge vo de Wyber dert,
Wo frömde Bataillone;

U wettigi Freiheit me da lehrt,
By Dölchen u Skorpione!

Da heit der d's Bild vo so me Gast,
Wo d'Gilliotin' het zwunge,
Z'Paris, wil er der Chaiser fast
Um d's Lebe hätti b'brunge.

Und das ist jitz das neu Paris,
Wo, ohni niemer z'grüese,
Der Chaiser scho het z'tuufsig wys
La Hüser ntederschryffe.
Und Straße baut und Staatspaläst,
Und Brügge, Plätz und Gärte,
Und doch zum Dank kei's sichers Nest
Zum Schlafe het uf Erde.
Oh b'hüt mi Gott vor so me Glück,
Da und an andren Orte,
I möchts nit für 'nen Augenblick,
Troz Zeppter, Chron und Orde!

Ja dir wüßt nit wie gut der's heit,
Ihr lieben Eidgenosse!
Lobt Gott dertfür mit Dankbarkeit
Und g'nießets unverdroffe.
S'git wyt und breit kei's Ländli meh,
So glücklich mitte dure,
Mit allorts unter Isch und Schnee,
Mit voller Lava-Spure,
Mit z'wyt, nit z'groß, nit z'rych, nit z'arm,
Keis Volk so unbeydet,
Als öppe wil's — daß Gott erbarm!
Kei Herrscher bruucht, noh lydet.
Drum haltet treu zum Vaterland,
Zu Religion und Sitte,
Su wird is Gottes Vaterhand,
Oh das Jahr treu bihüte.

Einiges über Erziehung.

(Fortsetzung vom Jahr 1858.)

IV. Artikel.

Gute Lehre und böses Beispiel.

Zu N., unweit A., ist ein geschickter, rechtschaffener Lehrer, der es sich besonders anlegen sein läßt, die Herzen der Kinder zu Gott zu führen, und sie zum Fleiß, zur Ordnung, zu einem artigen, sittsamen Betragen, kurz zu allem Guten zu gewöhnen. Oft schon war ich in seiner Schule, und jedesmal freute es mich innig zu sehen, wie zweckmäßig er die Kinder unterrichtete und behandelte. Besonders aber hörte ich ihn gern, wenn er eben so warm und gemüthlich, als klar und ernst und liebevoll den Kindern ihre Pflichten gegen Gott, gegen ihre Eltern, gegen Erwachsene und gegen einander entwickelte und an's Herz legte, und wenn dann die meisten Kinder so aufmerksam, zum Theil so gerührt da saßen. Im gleichen Geist, mit eben so viel Eifer und Liebe wirkte auch der Herr Pfarrer in S. auf seine Unterweisungskinder, und ich sagte zu mir selbst: Es kann nicht anders sein, die Kinder in S. werden artig, sittsam, fromm und einst brave, rechtschaffene, wohlerzogene Menschen. Aber wie sehr irrte ich mich. Die meisten Kinder in S. sind grob und ungezogen; sie grüßen kaum die erwachsenen Personen, ja verspotten und schelten sie eher; die Knaben zanken und prügeln sich sogar auf offener Straße; die Mädchen beneiden und hassen einander, klatschen verläumderisch und stiften Streit und Zwietracht; nicht nur Knaben, auch Mädchen schwören hochmüthig und schrecklich, stoßen gotteslästerliche Worte aus und führen grobe, unsittliche Reden; viele laufen müßig herum

und gehen den Nachbarn an die Früchte; andere faulenzten zu Hause; andere martern, auf grausame Weise, unschuldige Thiere; größere treiben im Versteckten Kartenspiel um Wein und Geld und besuchen liederliche Schenken — ich höre auf, es ist des Traurigen genug, ohne daß man noch das Traurigste hinzufügen. Aber fragen will ich: Woher kommt's, daß die meisten Kinder zu S. ungeachtet der guten Lehre, die sie erhalten, nicht besser gerathen? Das kommt vom bösen Beispiele, das sie zu Hause und fast in allen ihren Umgebungen sehen und hören. Das Herz des Kindes ist im Grunde wohl gut; wer kindlich, schön und wahr zu ihm zu reden weiß, kann es rühren, zum Guten richten, edle Vorsätze in ihm hervorrufen; aber des Kindes Herz ist auch sehr flüchtig und leichtsinnig; kaum ist das gute Wort gehört, so ist es bei den meisten wieder vergessen; nur da kann es haften und Wurzel fassen, wo es vom guten Beispiel bekräftigt und genährt, wo es durch sorgfältige Angewöhnung an's Gute in das Wesen und Leben des Kindes überzugehen genöthigt wird. Wo aber auf die gute Lehre, tausend schlimme Beispiele kommen, für welche das Herz des Kindes, wie Jedermann weiß, so empfänglich ist, da zerfliehet das gute Wort und es bleibt kaum eine Spur davon. Das ist der Schlüssel zu der betrübten Erfahrung, daß die Kinder in so mancher guten Schule nicht besser werden.

Ausflucht.

Einem ungeschickten Schreiber hielt sein Prinzipal vor, er könne ja nicht einmal orthographisch schreiben. Da sagte der Schreiber, er hätte früher ganz gut geschrieben, aber seit er den Arm gebrochen, sei er nicht mehr so fix darin.

Die Hypothek.

Bei einem Notar wollte ein junger Mensch Geld aufnehmen und als Hypothek seine einstige Erbschaft eines Onkels versetzen. „Ja wie alt ist denn Ihr Herr Onkel und wie sieht es um seine Gesundheit?“ fragte der Notar. — „Raum 60 und solid“ — war die Antwort. „Dann kann ich nicht dienen mein Verehrtester“ sagte darauf der Notar, „ich leihe nur auf solide Liegenschaften und wacklige Onkel.“

Mißverständnis.

In der Hauptstadt sollte ein großes Fest abgehalten werden, da erhielten die Wachen die Instruktion: kein wüßtes Volk auf die Schanze einzulassen. Nun kamen zwei Damen daher, eine junge, hübsche, mit einer ältern, die auf „Hübschi“ keine Ansprüche mehr machte. Als nun die Wache diese Dame nicht eintreten lassen wollte, nachdem doch die Erstere bereits ungehindert passirt war, fragte sie nach dem Grund und erhielt ganz militärisch die Antwort: „Wer dörfe keiz wüßtes Volk uf d'Schanz la, das isch üßi Gungsinie vo hüt am Morge.“

Die blaue Nidle.

Einem Milchmädchen machte die Hausfrau, dessen Kunde sie war, Vorwürfe über seine blaue, miserable Nidle, worauf das Mädchen ganz naiv erwiderte: „Ja i ha drum sit es Paar Tage müesse Brunnwasser derzu näh, wenn de der Fabriggebach wieder geit, su wird sie de scho wieder gäler si, wie süsch.“

Das gedämpfte Mitleid.

An der Straße in der Stadt, neben einem Kellerladen, lag eines Morgens früh ein

großer, dicker, wohlgekleideter und wohlgenährter Mensch in alldem Rocke, auf dem Boden, den Kopf an den Hauspfeiler gelehnt. Ein dichter Kreis von Kindern und Erwachsenen stand gaffend um ihn herum. Zwei Frauenzimmer, die zufällig dazu kamen, brachen sogleich in ein „ach min Gott! und ach Herr Jeses!“ aus, und meinten, es müsse dem „Unglücklichen“ die ganze Welt zu Hülfe springen. Da sagte aber einer aus dem Kreise der Zuschauer: „Es pressirt niene halb e so, ihr Junpfere! hätt' i nume halb so viel im Lib, was dä z'viel drinn het, su wär' is beide so wohl, wie euch, u mir hätte nüt z'luege da.“

Pferdhandel.

Händler. Das is e Thierle, 's läuft Ihnen 12 Stunden in rem fort ohne aufzehen.

Käufer. Kann es nicht brauchen, ich wohne nur 8 Stunden von hier.

Die gute Metzgete.

„Nu, nu Herr Nachbar! das heißt man einmal ein Schweinchen vom alten Schrot und Korn! tausend und nochemal! was wiegt wohl ein solches Prachtstück, wenn man fragen darf?“

„Das sag ich zwar Niemand, Herr Stadtrichter,“ erwiderte der reiche und dicke Ochsenwirth zu Mosthofen. „Aber ich und das Schweinchen und mein Frau wägen zusammen grad 1000 Pfund, mit Verlaub.“

Kinder zahlen die Hälfte.

Derselbe Ochsenwirth von Mosthofen kam einst auch in die Stadt mit seinen zwei erwachsenen Töchtern, die mit ihren Figuren

weder dem Vater, noch der Mutter Schande machten, sondern wie aus ihnen herausgeschnitten waren. Nun zog das riesenhafte Kleeblatt auch nach der Thierhütte, um deretwillen sie eigentlich hauptsächlich nach der Stadt gekommen waren; da bezahlte der Alte zwei Fränkli für alle drei und wollte auf den ersten Platz; allein man forderte ihm einen Franken mehr. „He,“ sagte darauf der Alte, „Es heißt doch: Kinder zahlen die Hälfte und das sind wahrlich meine Kinder.“

Wiederum ein Roßhandel.

Die Herren Offiziere von der Infanterie schauen gerne auf Pferde die fromm sind beim Feuererexzieren. Solche Pferde heißt man ruhig vor dem Schuß und ein solches handelte einst Herr Stabsoffizier von einem berühmten Roßhändler ein, in der Meinung, er werde beim größten Kanonendonnerwetter wie ein Centaur von seinem Pferdesitz unzertrennlich bleiben. Aber o weh! Beim ersten Schuß stieg der Gaul in die Höhe, wie der Greif bei Webern in Bern, dann hockte er wieder herunter und ward hinten höher als vorn, daß unser Herr Offizier bald recht froh war wieder gänzlich zum Fußvolke zu gehören. Jetzt gieng aber ein Donnerwetter über den Roßhändler los, daß demselben Hören und Sehen vergehen sollte. Dieser antwortete aber ganz kaltblütig: „Vor dem Schuß ist das Pferd fromm wie ein Lamm, das kann ich jetzt noch beweisen, und dafür habe ich garantirt; aber für nach dem Schuß habe ich kein Wort versprochen.“

Der Trüllmeister.

Ein Trüllmeister hatte seine liebe Noth mit seinen Rekruten, sie aber auch mit ihm.

Was er ihnen vormachte, das lernten sie zwar so gut als andere, aber was er ihnen vorschwahte, das begriff Keiner. Und das war auch kein Wunder. Einst hörte ich ihm selber zu, wie er ihnen das „Linksum“ erklärte.

„Lachtu === nggg!“ schrie er, „Arruhig im Glied! jeh werd ich euch explizirrren was Linksum is; Rechzum warr gewesen, wammer den linken Absatz um den Vorderfuß gedreht haben und den rechten Fuß neben den linken gestellt. — Linksum ist nun ganz dasselbe, nur gerade das Gegentheil hiervon — Einß! — so! — verstanden?“ —

Solides Roßzeug.

Ein Krämer pries einem Mädchen Zeug für einen Rock an: „Sehn Sie schöne Jungfer, das ist ein Zeug, das hält Ihnen die Ewigkeit aus und nachher können Sie erst noch einen Unterrock draus machen.“

Die doppelte Buchhaltung.

Ich führe auch doppelte Buchhaltung, sagte die alte Köchin eines reichen Banquierhauses, als sie ihre Einkäufe vom Markte einscrieb.

Ein Duzend Eier à 5 Rp.	thut	1 Fr.	20 Rp.
Sechs Citronen à 15	" "	1	" 80 "
Drei Loth Rosinli 30	" "	1	" 80 "

Summa 4 Fr. 80 Rp.

Die Verhinderung.

Ein gefährlicher Strolch wurde zur Zeit, als man die ehrlichen Leute noch lieber hatte, als die Vaganten von heutzutage, für die man ganz bequeme — humane — Gesetze macht „auf daß sie lange leben in dem Lande, das ihnen der Landes herr geben wird“ —

bei Wasser und Brod in das Loch gesperrt und nach 3 Mal 24 Stunden einmal 24 Mal mit einer daumensdicken Haselruthe über das Sitzleder gestrichen, um ihm auf eine begreifliche Weise das Recht des Erstbesizes zu erklären und seine falschen Ansichten über freie Ansiedlung auszutreiben; alldieweil damals das Bernerland noch nicht in den Hinterwäldern von Nordamerika stuck. Als nun dieser Herr Bagant von seinen Spießgesellen gefragt wurde, warum er bei ihrer letzten „Geschäftsreise“ in jenes Amt nicht mitgehalten habe, antwortete er ganz diplomatisch: „Ich bin vor ein paar Wochen daran „verhindert“ worden.

Der gezwungene Rosdieb.

Ein junger Bursche kam vor Amt, weil er eines Pferdediebstahls angeklagt war. Seine Vertheidigung lautete folgendermaßen: „Eigentlich hätte ich zu klagen, da kam ich meines Weges durch die Hohlgaße dahinten beim Sommerhaus herab, da lag das Pferd, das ich gestohlen haben soll, quer, den langen Weg über der Straße; als ich hinten durch daran vorbei wollte, schlug es aus; als ich vorn vorbei wollte, biß es nach mir; und als ich nun mitten über seinen Leib schreiten wollte, da sprang das falsche Best alsogleich auf und lief mit mir davon; was konnte ich nun anders thun, als es zu mir heimnehmen und so lange füttern, bis sein Eigenthümer wieder gefunden wäre. Dieser ist nun oben drein so grob mich zu verklagen; d's Konträr, ich klage nun um Entschädigung für Zeitversäumniß, Straßenversperrung, Schreckenverursachung, Pflege und Fütterung des Pferdes.“

Da es sich aber leider, Trotz seines Witzes

und Rednertalentes herausstellte, daß es ihm niemals stark darum zu thun war, den Eigenthümer zu suchen, er vielmehr das Pferd aus dem Stalle entführt hatte, so erhielt er die Entschädigung im Schellenwerk, was sie jetzt „in der Anstalt“ nennen.

Der Taucher, aber nicht von Schiller.

Am schönen See war ein gewandter Schwimmer, der um Geld, wie ein Frosch in die Tiefe tauchte, obendrein mit auf den Rücken gebundenen Händen, — und ein hineingeworfenes Geldstück mit dem Munde vom Boden aufnahm und zwischen den Lippen über das Wasser herausbrachte. So holte er eines Tages ein Zweifrankenstück aus beträchtlicher Tiefe herauf und mußte sich dabei länger unter Wasser aufhalten als sonst. Als er nun endlich wieder oben ankam, schnappte er in der Todesangst vor allem aus nach Luft — vergaß darob sein Zweifrankenstück und — es war verschluckt. Nun wollte aber der Herr sein Geldstück wieder haben, weil er es dem Taucher nur unter der Bedingung zu lassen versprochen, daß er es wieder aus dem Wasser bringe. Da war nichts anderes zu machen, als den Abgang des Zweifrankenstückes aus den Eingeweiden des Tauchers abzuwarten. Das that aber keinen Wank und dem Taucher ward himmelangst bei der Sache, denn die Rechts-
agten fiengen an sich darein zu mischen und er bekam noch starkes Bauchgrimmen dazu. Endlich gab ihm eine alte Frau ein Mittelchen; das wirkte. Er ward von seinem Zweifrankenstücke befreit — es gieng ab, aber gewechselt, in lauter Fünferli, denn das Mittel war eine Purgas.

Ueber Amerika

Man besprach in einem Dorfe das Auswandern nach Amerika, klug und sinnlos, durcheinander, wie das so allerwärts geht und wie den Leuten der Schnabel gewachsen ist; in den Städten geht's auch nicht besser, wenn man zuerst schwagt und erst hintenher denkt, oder letzteres oft auch gar nicht. Einer meinte: ein Zweisfränklistück im Kanton Bern sei „notti“ noch besser, als ein Fünfsfränkler in Amerika, was man dort Doller nenne, und er wolle lieber, wenn es nicht anders sein könne, ob Hausen und Svaren in der Heimath Noth leiden, als in Amerika schier verreiben und doch nichts ersparen. Ein Anderer sagte auch: es seien noch keine reich wiedergekommen, als Herren, die schon beim „Inegah“ reicher gewesen seien, als sie alle zusammen; für solche sei Amerika. Ein Dritter blinzte pöffig mit dem linken Auge und rümpfte die Nase dazu: „Hm! mi düechts,“ sagte er endlich, „wenn der Bundsrath sini G'sandten ineschickt, ga Land chauffen un is Reisgeld gäbti für übere, su wäri's doch es Uttheilts, e so ufeme Gütli vo 50 bis 100 Tucherle z'bure, als hie z'taune u de riche Buren es verschuldets Dreckheimetli z'verzinse!“ — Noch einer meinte: wenn nur das Meer nicht dazwischen wäre und einen jenseits auch Jemand aufnehmen und für einen sprechen würde. — Da brüllte endlich noch ein Fünfter darein, der mit einem Auswanderungsagenten unter der Decke stand; „Aba, Bundesrath und Doller u gar no d's Meer! — d's Herz i de Hose heit d'r alli; wenn der Curaschi hättet, su säset d'r längst däne am Ohio, oder Missippipi, u thätet, als Stadthalter und Chilchepfleger us schöne, silberige Meerschümen euen eigene, selber-

pflanzte Weydiknaster rauche, das isch doch nüt weder G'stauch, was dier hie zum Muul use läut. Da ist de mi Großätti en angere g'si, weder dier alli z'säme, dä ist scho als 10jährige Bueb übere ga Amerika, u het sider niemeh vo sich la g'höre.“

Der Verwechselte.

Ein junger Bursche, der keine Gnade bei den Mädchen fand, weil er zu häßlich war, klagte einst bei seinen Freunden über Ungerechtigkeit der Welt. „Ich bin in meiner Jugend,“ sagte er, „doch ein recht hübsches Bübli gewesen, bis mich meine Mutter einst auf den Jahrmarkt nach Huttwyl mitnahm, da wurde ich mit einem frömden, wüsten Buben verwechselt und das trägt man mir nun nach, wo ich doch nichts dafür kann.“

Des Uhrenmachers Sophie.

„Nein, sagen Sie mir doch, Frau Baas, warum des reichen Uhrenmachers Sophie keinen Mann bekommen hat?“

Antwort. „Der Alte hat sie zu schlecht aufgezogen, drum ist sie ihm auch zu früh abgelaufen.“

Das Portrait der Braut.

„Da bringe ich euch das Portrait meiner Braut, sie ist sprechend ähnlich und doch nur drei Mal geseffen“ sagte ein junger Dragoner zu seinen Eltern, als er auf Urlaub heimkam. Der Vater nahm das aber nicht so glimpflich auf, wie der Herr Sohn. — „A hübsch Mensch isch se wohl, wenn das ihre gleicht,“ sagte er mit geballten Fäusten, „aber da soll das Dunnerwetter drein schlagen, wenn die mir über die Schwelle kummt!“

„Aber warum denn, lieber Vater?“ —
Was? und du fragst noch? — Drei haben
se schon sitzen lassen, und du willst nun der
Vierte sein? Ne daraus wird nimmer nix!“

Der allerletzte Mann.

Wenn Jäger und Militär von ihren Heldenthaten im Feuer erzählen, so kommen oft curiose Geschichten zum Vorschein. So erzählte einst ein aus fremdem Kriegsdienste heimgekehrter Hauptmann von den Thaten seiner Mannschaft. Besonders sprach er von einem Bataillon Rebellen, welches bei einer Revolution in dem fernen Königreiche seiner Compagnie viel zu schaffen gegeben habe; „Am Ende aber habe ich Alles niedermachen lassen, daß kein Einziger mehr übrig blieb und sogar der muß hernach noch draußgegangen sein, denn ich hörte nie mehr was von ihm.“

Förster und Müller.

Ein Förster und ein Müller tranken zusammen und als ihnen die Unterhaltung ausgieng, sagte der Förster zum Müller: „Wir wollen Reime machen, laßt sehen, was reimt sich wohl auf Liebe?“ Der Müller wollte nicht anbeißen, da sagte der Förster:

„Was reimt sich wohl auf Liebe?

„Die Welt ist voller — Müller.“

Da entgegnete der Müller: „Ja, so kann ich auch reimen. Paßt auf:

„Ihr habt, ich sag' es unverholen,

„Gewiß schon manchen Baum — gezogen.“

Der Hundshandel.

Es kam ein Spaßvogel zu einem Hundshandel, der ganz nahe daran war zum Ab-

schlusse zu kommen. Hund und Preis gefiel ihm selber, darum nahm er den Kauflustigen bei Seite und sagte ihm im Geheimen: „Was willst du mit dem Hunde machen? ich kenne ihn wohl, der frist nichts als Gekautes.“ Da stand jener vom Kaufe ab. Als nun der Spaßvogel den Hund selber kaufte und ausbezahlte, fragte der Erste ihn, was er denn mit einem solchen Best anfangen wolle? „Ich? was du damit hättest machen können — der Hund kaut es selber, was er frist.“

Kutscherkniffe.

Einst fuhr ich durch das Schwabenland mit einem Hauderer, so hießen sonst die Lohnkutscher, jetzt fährt man per „Isebahn.“ So wie es Berg an gieng stieg mein Kutscher regelmäßig ab, kam an die Kutsche, machte die Pferde zu halten, öffnete die Portiere und schlug sie nach einiger Zeit wieder kräftig zu. Als ich ihn endlich nach dem Grunde dieses Verfahrens frug, antwortete er mir ganz pffiffig: das sei wegen der Pferde, die meinten jedesmal, es sei Jemand ausgestiegen und zögen dann desto besser.

Chrischoneli, oder der Kaputrock und die Rutte.

(Mit einer Abbildung.)

Auf einem Feldzuge, von dem noch immer viel erzählt wird, begegnete auch etwas, das ihr hier zum ersten Mal gedruckt lesen könnt, weil es sonst immer vertuscht wurde; ich gebe es, wie ich es gehört; „Die wo's g'sch hei, si derbi g'si u die wo's säge, lebenoh.“

Ein Feldweibel bemerkte in der Nähe einer Stadt, auf die der Krieg losgieng, in einem

Dorfe ein hübsches Mädchen hinter dem Fenster eines stattlichen Bauernhauses und wußte es so zu richten, daß am Abend dort Quartier bezogen wurde; denn die Nachricht, daß die ganze Stadt überfüllt und dort nichts mehr zu essen sei, geschweige zu trinken, half ihm treulich dazu, dieweil seine Compagnie einmüthig des berühmten Hebel's Meinung war, der den schönen, dreibeinigen Vers machte:

Der Mah bim Führ

Muß z'trinke ha,

Wär's noh so thüür.

Der Herr Hauptmann nahm sein Quartier bei dem Herrn Pfarrer, wo sich gerade ein Pater Kapuziner versteckt hielt, dem es vor dem siegeswüthigen Kannibalen himmelangst war; denn Kannibalen gelten ja für Menschenfresser. Während nun der Herr Hauptmann einstweilen mit Speck und Sauerkraut, Bratwurst und Rösti, Hammen und Eiersalat vorlieb nahm, begab sich der Kapuziner in aller Stille in des Nachbarns Haus, wo er hörte, daß keine Einquartirung sei, kam aber vom Regen in die Traufe.

Als der Feldweibel alle seine Compagniegeschäfte abgethan hatte, steuerte auch er auf sein bewußtes Quartier los, wo das hübsche Mädchen am Fenster gestanden war. „Da muß ich erst forsch thun,“ sagte er zu sich selber, „dann kriegt das Weibervolk Respekt vor mir und nachher wird eine ausnahmsweise Artigkeit als eine willkommene Gunst aufgenommen.“ Daher trat er, ohne sein Billet vorzuweisen, gleich in die Wohnstube hinein, stampfte seinen Gewehrkolben auf den Boden und schrie überlaut:

„Hundertdusig Millionen Sternsapperment!

Baur, jitz schaff mer z'Esse her u z'Suffen ohni End!“

Ganz natürlich fuhr darob alles vor Schrecken auseinander und die Bäuerin zitterte für ihren Pater Kapuziner, der sich unglücklicher Weise so eben in ihr Haus geflüchtet hatte und ängstlich in der Ecke hinter dem Küchenschranke stand. Während ihr Mann dem Feldweibel das Beste, was er hatte, aufstellte um ihn zu befriedigen und es auch allmählig etwas stiller ward in der Stube, practicirte sie den Pater in ihrer Todesangst die Treppe hinauf, in ihrer Tochter Kammer, wo dieser auch sogleich in dem Bette Ruhe und Schutz suchte.

Da der Bauer auch einmal jung war und die besänftigende Kraft des Weibervolkes kannte, besonders wenn es jung und hübsch ist, so mußte Chrishoneli, seine einzige Tochter, herbei und ihm der truzigen Einquartirung aufwarten helfen. Das wirkte. — Da stand nun das Mädchen vom Fenster, von diesem Morgen, leibhaftig vor unserem erschrocklichen Feldweibel. — Erst that er wie überrascht von ihrem Anblick, stand sogar vom Sitze auf, um ihr durch diese Aufmerksamkeit zu schmeicheln; dann fieng er ein Gespräch an mit ihr — so — vom — kalten Wetter — der warmen Stube — der hübschen — Gesellschaft — der Einquartirung — wie es ihm leid thäte so wackeren Leuten zur Last zu fallen — und dieß und das und anderes mehr, bis auch das Chrishoneli zu plaudern anfieng, denn es war nicht auf den Kopf gefallen und hatte lange schon im Vorgehen nach dem tapfern, stattlichen Unteroffizier geschielt. Als sie nun das Essen abtrug, gieng ihr unser Feldweibel in die Küche nach, um sich Feuer auf die Pfeife geben zu lassen; da erkundigte er sich denn wie zufällig nach allem, was er zu wissen

brauchte: nach seinem Quartier, ob er niemand verdränge! — wo die Treppe hinführe? wo die Aeltern und wo denn endlich sie logire? und erhielt über alles die befriedigendste Auskunft, denn er dachte nicht, daß in einem Lande, wo kein Chiltgang ist, Chrischoneli's Antworten ganz unverfänglich gemeint waren. Darauf gieng er wieder in die Stube zum Bauern, daß er nicht meine: es sei ihm nur um das Weibervolk zu thun — und als sie zusammen noch ein halbes Stündchen gesprochen und getrunken hatten und dazu vom Seinigen geraucht, kam der Knecht mit der Stalllaterne, Mutter und Tochter sagten gute Nacht und verschwanden und der Vater zündete ihm die bewußte Treppe hinauf in seine Dachkammer. Da war nun unser Herr Feldweibel allein und der vielbewegte Tag zu Ende. —

Wo mochte aber Chrischoneli sein? —

Wohl auch in der Kammer ganz allein? —

Oh nein. — Sie lag bei der Mutter die Nacht,

Von ihr und dem Vater doppelt bewacht.

Unser Herr Feldweibel aber war die Zeit her wenig zur Ruhe gekommen und folglich diesen Abend sehr müde, trotz seiner Liebesgedanken. Er dachte daher sein Abenteuer auf den frühen Morgen zu verschieben, wo ohnehin noch alles im tiefsten Schlafe wäre, richtete den Wecker an seiner Uhr auf 4 und legte sich ins Bett. Als er erwachte, fühlte er sich wie neugeboren, — alles war todtenstill im Hause — da stand er auf, schlug seinen Kaputrock um, denn es war kalt — und schlich in Chrischoneli's Kammer. Da tappte er eine Weile im Finstern — endlich fließ er an das Bett, ließ seinen Kaputrock

fallen und — da fuhr ihm plötzlich eine rauhe Mannsstimme mit erschrocklichem Gebrülle aus dem Bette entgegen, daß ihm Hören und Sehen vergieng und er kaum noch so viel Besinnung behielt, um auf der Flucht seinen Kaputrock mitzunehmen.

Betrogen, enttäuscht, verrathen, beschämt, langte er in halber Verzweiflung in seiner kalten, finstern Kammer an und es blieb ihm nichts übrig, als so schnell als möglich in die Kleider zu fahren und das Weite zu suchen, denn es fieng schon an sich zu rühren im Hause und die Mannsstimme — die Mannsstimme! — dröhnte ihm noch schrecklich in den Ohren. Da stand er nun draußen in der kalten Mitternacht, wie ein begossener Pudel. — Wenn ihm jemals der Kaputrock lieb war, so war es damals, denn er fand ihn so warm, so dick, so voll, daß er sich ganz darin einhüllen konnte; — nur begriff er nicht, warum er die Knöpfe nicht finden konnte, schrieb es aber seinem Aerger zu und machte sich im ersten Pintl, das aufgieng, an einen Schnapps, um diesen zu verwürgen und sich wieder aufzurichten. Da schaute man ihn zwar curios an, er aber dachte „die haben nicht ausgeschlafen und obendrein Furcht vor mir“, — und ließ sich's bitter genug schmecken.

Endlich kam die lang ersehnte Stunde zum Appell. Da stolzierte denn unser Herr Feldweibel, wie wenn nichts geschehen wäre, im Zwiellichte dem Dorfplaze zu, langte dort gravitatisch, wie gewohnt, an, wurde aber mit schallenden Gelächter empfangen. „Ruhig im Glied! wer het da z'lache, wenn der Feldweibel chunt?“ — Allein alles half nichts, und als er erst von der andern Seite einen großen, dicken Mann mit kahlem Kopfe, langem Barte, nackten Füßen mit

Chrischoneli, oder der Kaputrock und die Rutte.



Sandalen, den Leib nothdürftig in einen Militärkaput verhüllt, von zwei Soldaten auf sich zuführen sah, da brach er selber in ein unüberwindliches Gelächter aus. Das währte aber nicht lange, denn plötzlich erscholl hinter ihm des Hauptmanns Stimme: „Pos Grrranatedonnerwetterrr, „Feldweibel! was isch das für ne Mascherade z'mitts im Felddienst? — Dir steckt ja in ere Kapuzinerchutte und da bringe si ne'n Unglücklichen mit blutte Beinen, dä be Schnüre na, in euem Kaputrock steckt und ne fast zersprengt, was ist da g'gange? — „Drei Mah vor! — D'r Feldweibel arretiert — vorläufig in Arrest! — verstande?“

Die Ursache dieser Verwechslung wird sich der Leser bereits enträthelt haben. Auf den Schrei des Pater Kapuziners kam in der That das ganze Haus in Alarm, so daß dieser im Schrecken vor dem siegreichen Kannibalen von gestern sich ebenfalls in der Stille entfernte, aber statt seiner Rutte nichts fand, als des Feldweibels Kaputrock, den dieser in der Eile verwechselt hatte. So ward er denn draußen bald von einer Patrouille aufgegriffen und zuerst auf die Wache geführt, als des Herrn Feldweibels Abenteuer zu dämmern begann.

Als sich zum Schluß die Sache zu beiderseitiger Unschuld aufklärte, ließ der Herr Hauptmann Kaputrock und Rutte ihren rechtmäßigen Besitzern wieder zustellen, dem Pater Kapuziner einen guten, warmen Kaffee serviren und pardonirte unsern, ohnehin schon schwer geprüften Herrn Feldweibel.

Im Heimmarsche sang die ganze Compagnie nach der Melodie „z'Basel i der Chrono hätt's chönnen übel goh“ —

E wyti bruni Chutte
Wär' bald zu Ehre cho:
Het söllen e Kaputrock
Zum Chilter übercho.

Frage und Antwort.

„Mutter, was isch hingerim Gurte?“ fragte ein halbgewachsenes Mädchen seine Mutter. „Meitschi, grüble mer nit,“ war die Antwort, denn sie wußte es ebenso wenig.

Gesangprobe.

Im Theater in Bern, des Morgens um 11 Uhr, an einem Dienstage, war eine Gesangprobe für die Oper „Robert der Teufel.“ Da stand lange Einer unten, auf der Gasse, und sprach für sich selbst allerlei apparte Redensarten; endlich lief er auf einen Landjäger zu, der von der Polizei kam, und sagte zu ihm: „Sägit, lösit, es muess neumis Ungrads da obe fürgah, es schreit es Wybervoulch jeh g'wüß scho meh weder e haulbi Stung in eim ine nüt weder Robär! Robär! Dä Uhung het g'wüß eini dert fräfel i'schlosse, gangit sie doch ga bi freie.“

Gute Antwort.

„Kerl,“ fuhr Einer den Andern an, „ich kann den Schelmen und Spizbuben an deiner Stirne lesen.“ — Oh, das ist kein Wunder, meine Stirne ist noch so glatt wie ein Spiegel.“

Der gute Trost.

Ein Fremder wollte über den Genfersee nach Evian fahren und mietete in Vivis ein Schiff. Als er auf dem Wasser war und

etwas Wind gieng, fieng er an sich zu fürchten, drum fragte er den Steuermann, ob hier wohl auch schon Jemand verloren gegangen sei? „Oh noch niemals, erst vor drei Wochen ist mein Bruder auf der nämlichen Ueberfahrt im Sturme untergegangen, aber nach sechs Tagen haben wir ihn wieder gefunden.“

Scharfe Polizei.

Zurück da! schrie beim Thore einer kleinen Stadt ein Polizeidiener, als ein Handwerksbursche eintreten wollte. Der Handwerksbursche fragte verblüfft warum er ihn denn nicht passiren ließe, da antwortete der Gestrenge: „Hier darf keiner zum Thor herein, ehe und bevor er sein Wanderbuch auf der Polizei deponirt hat.“ Wo ist denn hier die Polizei? fragte der Handwerksbursche; „Mitte in der Stadt!“ war die Antwort.

Freiersmuth.

Ein junger Bursche stand ganz verlegen in einem Winkel hinter den Musikanten, als er einst von seinen Eltern zum Tanz geschickt wurde. Das sah sein alter Vetter und ärgerte sich über die Blödigkeit des Sohnes. „Du mußt nit so schüch thu, Fränzi, da isch de di Metti en angere gsi bym Wyhervöulch!“ Da antwortete der Junge: „Jä är hets gut g'ha, d'Mutter hett ne müsse näh.“

Der kluge Junge.

Ein kleiner Junge hatte Äpfel in einer Hofstatt gestohlen, konnte sich aber aus dem Staube machen. Als der Herr merkte, daß er seiner nicht habhaft werden konnte, that er freundlich und winkte ihm, „komm Kleiner,

ich will dir was sagen.“ Der Junge antwortete aber: „Die Mutter hat mir schon oft gesagt, so kleine Buben, wie ich einer bin, brauchen nicht alles zu wissen.“

Examen.

Lehrer. „Zig hätte m'r d'Säugthiere g'ha u chöme jek zu de Vögel. Su la g'sch de, Benzi Adolph, was gits für Vögel?“

Benzi. He, Summervögel u Hühnervögel u — —

Lehrer. „Nit, nit e so, b'sinn di recht.“

Benzi. Singvögel — u Spaßvögel — u Galgevögel.

Der lange Bohrer.

Einem reichen Bauer wurde die Wand seines Speichers, zunächst dem Boden, von außen mit einem großen Bohrer angebohrt, so daß durch dieses Loch ein namhaftes Quantum Kernen entwendet ward, ehe der Bauer es merkte. Als die Sache ruchtbar wurde, sagte Einer: „Das ist i der G'meind verübt worde.“ — Sogleich ward dieser zum Statthalter citirt und darüber in's Verhör genommen. „He ganz bigrifflisch isch es i der G'meind g'sch! — das müßt e länge Bohrer g'si si, wenn's eine vo ne-re andere G'meind us g'macht hätt.“

Bescheidene Selbstschätzung

Dem sterbenden Schuldenboten zu K., der durch manche Schmiererei und Schinderei zu Reichthum und Wohlleben gekommen war, aber endlich auf dem Siechbete vom Jenseits träumte und erbärmliche Angst dabei ausstand, hielt der herbeigerufene Prediger eine ernste Ermahnung zur Reue und Buße, wenn lez-

tere noch möglich sei. „Was hast du wohl mit deinem sündigen Leben verdient?“ fragte er ihn nachdrücklich zum Schlusse. — Er aber antwortete ganz untröstlich: „oh i verlange nüt meh derfür.“

Das Bild im Gerichtssaal.

In einer alten Stadt in Oberitalien sah ich im Gerichtssaale ein großes, meisterhaft gemaltes Bild in reich geschnitzter goldener Rahme; das stand über dem erhöhten Sitze des Großrichters und was meint ihr wohl, was es vorstellte? etwa Salomon „uff synem Thron,“ wie er in seiner Weisheit das Mutterherz an dem lebenden Knäbchen prüft, das er droht in zwei Hälften zerschneiden zu lassen? oder die langweilige Gerechtigkeit in ihrem hundertfaltigen Rocke, wie sie mit verbundenen Augen mit der armen, betrogenen Menschheit blinde Ruh spielt? — Oh nein! — Ein splitter nackter Mensch und weiter nichts — war auf dem Gemälde gemalt. — Dabei stand der Spruch:

Nun hab' ich den Prozeß gewonnen,
Und so bin ich davon gekommen.

Der Eva Apfelbaum.

Es stritten einige Gelehrte her und hin, was der Baum der Erkenntniß im Paradies, von dem die Eva einen Apfel abgebissen hatte, für eine Sorte von Apfelbäumen gewesen sei. Es kam da manche merkwürdige Meinung zum Vorschein. Endlich sagte ein Bauer, der lange zugehört hatte, „i weiß es, es isch e Maländer g'si. I ha n'es ganzes Hofstetli voll dergattig u si sinner alli Herbst scho z'Lüfels, gäb si nume züige si.“

Die vornehme Hausfrau.

Köchin. Frau, was hei m'r hüt für Fleisch?

Frau. D'r müffet is es Paar Hähneli brate.

Köchin. Ja, aber und de d'Suppe?

Frau. He, machet e Fleischsuppe.

Köchin. Wenn i keis Fleisch näh soll.

Frau. Totsch, das d'r sit! chönnet d'r d'Hähneli nit z'erst hochen und e Fleischsuppe d'rus mache, gäb d'r sie bratet?

Der Berliner im Hasli.

Als Jeremias Gotthelf lebte, da wurde er von den Fremden bereist, wie ein Wasserfall, oder wie der drohende Felsbergersturz, von dem man auch nie weiß, wann er über einen herstürzt. „Nach Lüzelsflüh, auf nach Lüzelsflüh!“ schrien die Berliner, wie die Spannien: auf nach Valentia! schreien, und kamen daher gezogen, wie die Schneegänse, einer nach dem andern. „Wo liegt denn Lüzelsflüh?“ fragte einst so ein jottvoller Fußjänger, der in Burgdorf zum erstenmale ausgeflogen war, und im Hasli, auf der offenen Straße, die Welt schon zu enge fand. „Weiß nit“ war die Antwort. „Ist es noch weit von hier?“ Antwort: „Weiß nit.“ „Aber sagen Sie mich man, wo jecht es denn hin nach Lüzelsflüh?“ Antwort: „Weiß nit.“ „Wie heißt denn das Dorf dort links hinten?“ Antwort: „He Lüzelsflüh, d'Sternsdonner! was wett's süst si?“ Und der glückliche Berliner fand seinen Gotthelf.

Das beste Rezept.

Ein Kind lief bitterlich weinend durch die Straße und flehte einen schönen, freundlichen

Herrn um einen Gulden an, um der kranken Mutter daheim den Arzt holen zu können. Der Herr meinte, ein halber Gulden, oder gar einige Kreuzer thäten es auch, aber das Kind bat dringender und sagte dem Herrn, er könne sich selbst von der Wahrheit überzeugen, die Mutter wohne da und da, ganz nah von hier. So erhielt es endlich den Gulden und lief zum Arzt, der Herr aber kam richtig zu der kranken Mutter, machte den Doktor und verschrieb ihr. Als der rechte Arzt mit dem Kinde kam und das Rezept sah, machte er große Augen ob dessen Unterschrift. Es stand darauf: Joseph, und verschrieben waren 25 Duplonen, denn jener erste Doktor war niemand anders als der deutsche Kaiser Joseph II. Und die Frau erhielt sogleich das Geld und war bald wieder auf den Beinen.

Christen und Chrigi, oder die Folgen der Erziehung.

(Mit einer Abbildung.)

„Um tussig Gogwiulle Christe! nimm-mer dä Bueb ab, er chräblet u raupft mi öppis erschröckligs. Hesch g'hört? — Herr Ziesis! jiz isch-er-mer i der Hube!“ — So schrie eine junge Mutter, die ihren Erstgeborenen auf den Armen hatte, der noch kein Jahr alt war und schon voller heftiger Leidenschaften.

Dem Christen, ihrem Manne, pressirte es nur langsam, so lange es bloß auf Haut und Haare seiner Frau losgieng, denn er dachte: „Das thuet mir nit weh.“ Als der kleine Drache aber der Mutter in die Haube fuhr, dachte er: „Hollah! da muß i d'Epigleni zahle“ und nahm den Buben von der Mutter weg und legte ihn sachte auf die Ofenbank in das Kissen. Natürlicherweise gab es nun ein Zetter-Mordio, daß einem Hören und

Sehen vergieng und dazu schnitt der Ränge ein Gesicht und schlug und krallte mit allen Bieren in der Luft und am Ofen umher, als wäre er kein Menschenkind, sondern von einer wilden Raze und einem Nachteul zur Welt gebracht worden. Daran hatte denn der Vater seine helle Freude und meinte wonders, was für ein großer Herr und Meister hinter seinem Chrigi stecke, daß er schon so thun könne.

Wie begreiflich hatte die Mutter weniger Freude daran, aber was wollte sie machen bei einem solchen Vater? — Sie hatte nichts zur Erziehung eines „so tollen Buben“ zu sagen, denn Christen fand alles schön, was Chrigi verübte, und wenn es etwa „läß“ gieng, so vermochte er zu zahlen.

Die Mutter ausspottien; die Kameraden verrätschen; dem Schulmeister alle Streiche anthun und, statt zu lernen, nichts als Glausen treiben; kleineren Kindern die Milchkühen aus der Hand schlagen; speien, beißen, stüpfen bei den Prügeleien; Thiere martern; des Nachts mit getränkten Schneebällen den Nachbarn durch die Fenster nach den Kaffeekannen werfen und im Sommer Scheiter beizen auf den Haustreppen, — das waren dieses hoffnungsvollen Söhnleins größte Kinderfreuden. Kam er hie und da an den Unrechten und wurde tüchtig durchgewalkt für seine Gefälligkeiten, so wurde er davon nur listiger, nicht besser, denn seine Mutter hörte er gar nicht und der Vater sagte nur: „I vermags z'zahle.“

Als Chrigi herangewachsen war, verlangte ihn sein Götti zu sich in die Stadt, um ihn ein Bißchen in die Kur zu nehmen und etwas aus ihm zu machen, denn er war ein tüchtiger Advokat und meinte auch, es werde am Ende noch etwas Rechtes aus diesem Wildfang. Christen war es zufrieden und noch mehr die arme Mutter, daß sie dem Buben

abkam; aber sie schüttelte den Kopf dazu und seufzte, denn ihr schwante schon lange nichts Gutes von solcher Erziehung. Anfangs hatte der Götti Geduld mit seinem Chrigi, denn dumm war er nicht und dazu ein bildschöner, kräftiger Bursche, der noch zur Verwunderung artig sein konnte, wenn er wollte, und der superkluge Herr Fürsprecher sagte auf gut Deutsch: „Gut Ding muß Wyl ha.“ Allein Chrigi führte eine Handschrift wie der Güzgel auf dem Mist, konnte kaum das Einmaleins, hatte nicht mehr Stigleder als ein Heustüffel, aber dennoch wollte er nun einmal „Student“ nicht sein, aber heißen. Sehr bald hatte er einen Schweiß von Kameraden, aber nicht unter den wackern Jünglingen, welche durch ernstes Studiren sich gewissenhaft auf ihren künftigen Lebensberuf vorbereiten, und nach vollbrachter Arbeit in heiterer, erlaubter Lebenslust einige Stunden geselliger Erholung widmen, sondern nur unter den Niederlichen und Wüsthüern. Diesen gefiel Chrigi, denn er hatte Geld vollauf und Christen setzte seinen Stolz darauf, es in seines Sohnes Händen glitzern zu lassen, drinnen in der Stadt, denn er „vermochte ja z'zähle,“ und für seinen Chrigi reute ihn nichts. Schon nach wenigen Wochen zeichnete Chrigi sich aus durch Müßiggang, Verschwendung, Niederlichkeit und Hudeleien aller Art. Unter seinen Gausbrüdern hieß er von jetzt an nicht mehr Chrigi, sondern Brutus. Von nun an wurde sein Treiben immer wüster; von Arbeiten keine Rede; nur Trinkgelage und Ausschweifungen von allen Sorten waren an der Tagesordnung. Dazu ließ ihn der erwachte Hochmuth sich seines eigenen Vaters, wenn der in „der alten Kütte“ zur Stadt kam, verschämen. Auch der Herr Götti schüttelte zu Chrigi's Lebensweise bedenklich den Kopf; dieser aber schlug alle Ermah-

nungen in den Wind, und lachte spöttisch, wenn der Götti dieß und jenes prophezeien wollte, wenn das so fortgieng. So gieng es mit Verschwenden, Schuldenmachen und liederlichem Wesen immer ärger. Allein der Krug geht zum Brunnen bis er bricht.

Bei einem nächtlichen Trinkgelag, als es „afange wüßt zuglieng,“ schrie Brutus zu seinen saubern Genossen: „Kommt mit mir; ich will euch sämmtliche alten, wassersüchtigen Weiber in der Stadt abzapfen.“ — Gesagt, gethan; — und siehe da: er zog an allen Brunnentrögen die Zapfen aus und seine Gehülfen legten Känelstücke unter, so daß das Wasser auf die Gassen lief und in einer Stunde die ganze Stadt wie in einem Eismeer stand, denn es war Winter und 10° Kälte. Gegen 2 Uhr brach Feuer aus. Die Herbeieilenden glitschten aus, mancher beschädigte sich arg, die Pferde an den Feuerspritzen stürzten allerwärts, man konnte kaum zur Brandstätte fahren; Wasser war keines zu finden, die Brunnentröge voll Eis, die Röhren gaben nicht genug und zu langsam, Bach floß gar keiner; es entstand eine entsetzliche Verwirrung; Lärm und Fluchen über solche Verruchtheit erfüllte die Gassen, alles lief durcheinander, man verlor den Kopf, schrie nach Mordbrand, rastete herum wie besessen, riß nieder was ließ, plünderte ganze Häuser; — Löschmannschaft, Polizei, Stadtrath, alles wurde verhöhnt, alle Ordnung ward aufgelöst, das Feuer griff wüthend um sich und wenn nicht ein schützender Engel den Wind gedreht und das Feuer nach dem Ende der Gasse, dem großen Plage zu getrieben hätte, so wäre die halbe Stadt eingeäschert worden. Da lag nun des Morgens das ganze schöne Quartier zu Boden. Eine Gluthölle von 17 Häusern dampfte an dessen Stelle durch den kalten

Nebel empor. Wer war Schuld daran? Wer hatte die Brunnen abgelassen? Wer ist der Mordbrenner? — Das alles verschmolz zu einer einzigen schrecklichen Frage, in einen einzigen Wuthschrei der Anklage und der Rache.

Alle großen Herren haben Neider, Brutus machte keine Ausnahme. Viele der Studenten hatten die Nacht Wunder von Kühnheit und Aufopferungsfähigkeit gethan, ihr Corps wußte sich in Respekt zu erhalten, und man hatte ihnen die Rettung vieler Menschenleben und beträchtlicher Habe zu verdanken. Herr Brutus aber war nicht dabei, er verkroch sich bei der Kunde vom Brand noch tiefer unter die Decke, ward verrathen, arretirt und vorläufig in den Mörderkasten geworfen.

Jetzt war guter Rath theuer beim Herrn Götti. „Da hest es jiz, Frau, mit dem verdamnte Jawori! Han i's nit geng g'seit, es chöm nit gut? Jiz bi Gosh sy-mer suber dra!“ schrie der verzweifelte Fürsprech im ganzen Hause herum. „Im Mörderkasten mi Götti! — mi Götti im Mörderkasten! — was wird der Christe derzu säge?“ — Da kam der unglückliche Christe gerade dazu. Er war mit der Spritze gekommen und hatte schon lange mit Entsetzen auf der Straße von „Mordbrennern“ und von „Brutus“ gehört. Halb todt fiel er dem Götti in's Zimmer und fragte und schrie nach seinem Chrigi — nach seinem Chrigi. „Ja jiz isch's bi Gosh us-g'chriglet!“ — schrie ihm der Herr „G'fatermann“ noch lauter entgegen. „Hättist du ne brav abprüglet wyl's Jyt isch g'si. I ha nüt meh an ihm abbracht, a dem Raufbold! dem Sufhund! dem Mordbrönner! 's nützt jiz nüt meh z'säge: i vermah's z'zähle, das geit noh über so ne Buuresackel, du alte Tropf! d'Stadt het er is azündet im Ruusch und usem Mörderkasten het-me noh keine losg'kauft!“

Hätte Christen nicht Nerven gehabt wie neue hänfene Stricke, so hätte ihn der Schlag gerührt, so aber saß er da, wie wenn ihm eine Klee am Klee gefallen wäre, verzog stundenlang keine Miene, geschweige daß er einen Laut mehr von sich gab. — Endlich Nachmittags sagte er: „Wüßt isch's g'gange, fällt isch wahr, aber es wird öppe nit so böß g'meint g'si si, nimm du di sinere'n a. Es soll d'r g'wüß nit z'Schade si, wenn d' mer ne dä Rung noh d'rus bringst.“

Dem Brutus ward sogleich der Prozeß gemacht. Sein Götti, der Fürsprech, übernahm die Verteidigung und wandte alles an was er konnte. Von Mordbrand war natürlich keine Rede, denn angezündet hatte er nicht, das war durch andere Thatsachen erwiesen; allein es kamen bei der Gelegenheit noch andere Stücklein zum Vorschein, die der saubere Herr Brutus schon lange mit seinen Kumpanen verübt und dann durch des Götti's Ansehen und des Vaters Geld zu vertuschen gewußt hatte, so daß es ihm beim Urtheilsspruche hart am Schellenwerk vorbei gieng.

Vor allem aus wurde er von der Lehranstalt mit Schimpf und Schande fortgejagt. Das gieng aber dem Christe noch nicht sehr zu Herzen. Hingegen das zweite begriff er besser: sein Chrigi ward zu 1 ½ jähriger Einsperrung, Tragen aller Prozeßkosten und vielfacher Entschädigungen, die sich auf eine Summe von nahezu 40,000 Franken alte Währung beliefen, verurtheilt und auf 5 Jahre des Landes verwiesen. — Da kragte denn doch der Christen endlich einmal in den Haaren und meinte: das sei jetzt „afangen unerkannt“, sagte aber dennoch gleich darauf, „Gottlob! i vermags emel z'zahlen u für mi Chrigi isch mer notti nüt z'viel, wenn er nume nit banstirt wäri!“ — Die arme Mutter dahem

aber nahm die Sache nicht so auf. Schon lange nagte ihr der Gram über ihres einzigen Sohnes Lebewesen, des Vaters Verblendung und ihre eigene Ohnmacht an der Seele. Jetzt aber — seit dem Brande — wurde sie immer stiller; sie gieng nie mehr aus, las heimlich viel in frommen Büchern, schwand allmählig körperlich ab und war längstens auf dem Kirchhofe, als ihr Ehrigi wieder in's Freie kam.

Und nun wie benahm sich dieser Ehrigi in seiner neuen Freiheit, über der Grenze? — Meint etwa Einer, er sei in sich gegangen, auf die erschrecklichen Folgen seines wüsten Treibens hin? o nein! Die „Tüfelsüchtigi“ trieb ihn immer weiter. Ihm war die Bannstrung schon recht. Denn jetzt gieng's nach dem herrlichen Deutschland, dem lang ersehnten Lande voll Universitäten! Aber anstatt zu studiren, karrte er in seinem alten, schlechten Lebensgeleuse fort, nur noch ungehinderter, denn jetzt fehlten ihm auch die Warnungen des Herrn Götti's. Jedes Jahr zog er auf eine andere Universität, ehe er fortgejagt wurde, und verflopfte mit Spielen und lieverlichem Leben ein entseßliches Geld, bis er endlich, nach durchgebrachten fünf Leistungsjahren — auffallend gealtert — zum Vater Christen heimkehren mußte und nichts mitbrachte, als einen Haufen Schulden, eine ruinirte Gesundheit und einen ungeheuer großen Doggenhund, den das Schicksal, wie wir bald sehen werden, zu seiner Strafe an ihn gekettet hatte.

Die Schulden bezahlte Christen nach Gewohnheit. Sein Ehrigi aber war böß daran mit seinen Lungen, sah immer blaß aus, hustete bedenklich und sieng an Blut zu speien. Da mußte er in die Berge, eine Kur zu brauchen. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen in einer der berühmtesten An-

stalten halfen ihm die herrliche Luft und Quelle, nebst seiner unverwüßlichen Natur wieder auf die Beine, aber zu seinem Unglück, denn mit den Kräften kam ihm auch die „Tüfelsüchtigi“ wieder und er mußte wieder einen Streich verübt haben; — es that es ihm nicht mehr anders.

An der Tafel des Kurortes saß er oben an, selbender mit seinem Pluto, dem großen Hunde, dem er gewöhnlich von seinem Teller zu fressen gab.

Eines Sonntags, als viele Gäste aus der Nachbarschaft zur Tafel angesagt waren, bog Brutus die Stacheln am Halsbände seines Pluto zu lauter kleinen Häcklein um, kam dann ganz manierlich an seinen gewohnten Platz zu Tisch und heftete heimlich das Tisch-tuch an Pluto's Halsband. Als nun alles in muntern Gesprächen vertieft war, Messer und Gabeln auf den Tellern klapperten, die Gläser klirrten, da fuhr auf einmal das ganze Tisch-tuch der oberen Tafel, sammt Tellern, Platten, Gläsern, Flaschen und allem was darauf war, den Gästen vor den Augen weg in den Saal hinaus und Wein und Sauce, Dick's und Dünns den Herren und Damen über Kleider und Röcke herunter, so daß alle mit einem Schrei des Schreckens von den Sizen aufsprangen, und — siehe da! Mitten im Saale verzehrte Hund Pluto, das Tisch-tuch noch wie eine Schabrake auf dem Leibe, in aller Behaglichkeit ein Stück Fleisch, das ihm sein Herr hinausgeworfen hatte. Alles schimpfte auf Hund und Herrn, die Damen wuschen und putzten an ihren seidenen Kleidern und schriecen auch ihre Sprüchlein dazwischen, kurz es war ein Rumor zum Toll werden unter der gesammten Tischgesellschaft.

Brutus spielte selbst den Betroffenen, machte heuchlerische Entschuldigungen, half,



wo er konnte, besonders an den Damenröcken herum, versprach alles zu bezahlen und lachte im Geheimen auf den Stockzähnen. — Doch diesmal lachte er nicht lange.

Ein stattlicher Bauernsohn, reicher Fabrikherr, der mit einer kränklichen Schwester da war und den ehemaligen Ehrigi schon seit mehreren Tagen erkannt hatte, denn er war ihm noch weitläufig verwandt, rief sogleich laut von seinem Plaze weg: „Jiz isch's gnug! Badknechte, packet dä Hund mitsamt dem Tischtuch und fahret mit ihm ab, i will jiz oh afa alles z'zahl'e.“ — Darauf sagte er höflich zu den Damen, sie möchten nur Platz nehmen, es werde sogleich wieder gedeckt werden; — dem Brutus aber winkte er, mit ihm heraus zu kommen. Draußen im Wartzimmer stellte er den Elenden und schlug ihm eine solche Ohrfeige in's Gesicht, daß ihm sogleich das Blut zu Mund und Nase heraus spritzte; darauf schmiß er ihm seine Handschuhe in's Gesicht, mit den Worten: „Das, Herr Better Ehrigi! für eure schändlichen Bubenstücke!“ — und kam wieder in den Speisesaal zurück, wie wenn nichts geschehen wäre. Das Tafeln begann bald von neuem, jedoch diesmal ohne das lästige Doppelpräsidium. Brutus reiste noch denselben Nachmittag ab, aber ohne Pluto, welchen die Badknechte nach dem Befehl des Fabrikherrn nicht ohne Mühe abgethan hatten.

Und nun was trieb daheim der traurige Held unserer Geschichte? Zum ehrbaren Bauernstande fehlten ihm die Haupteigenschaften: Genügsamkeit und Fleiß. Reisen konnte er nicht mehr, denn dazu gab Christen keinen Pfennig mehr her. Beruf hatte er keinen, denn er hatte auf aller Welt nichts gelernt, was man brauchen konnte. So lungerte er denn als ein reicher Müßiggänger

in den Tag hinein, strich von einem Wirthshaus, von einer Pinte in die andere, sammelte einen Kreis liederlicher, gefährlicher Burschen, deren es überall giebt; zog des Nachts mit ihnen in den Dörfern herum auf Prügeleien und Schädigungen aller Art, die Vater Christen hernach vergüten konnte. Seit jenem Auftritte mit seinem Better schien jeder gute Faden an ihm gerissen und jeder gute Engel von ihm gewichen zu sein. Auch sagte er oft selber, er könne jede Stunde seinen erschlagenen Pluto hören, wie er ihn zu sich hinab, in die Unterwelt rufe, vorher müsse er aber noch Rache an dem Mörder des Hundes genommen haben. Und leider blieb die Gelegenheit dazu nicht lange aus. — In einer finstern, schauerlichen Nacht spuckte es um das Fabrikgebäude des Herrn Betters herum. Die Hunde schlugen heftig an, dann schwiegen sie während kurzer Zeit, darauf heulten sie schrecklich und verstummten wieder, so daß man nichts hörte als das Heulen des Sturmes. Der Herr stand auf, zog sich leicht an und gieng mit einer Laterne in den Hof, nach den Hunden zu sehen. Da fand er beide röchelnd und in Zuckungen am Berenden — sie hatten vergiftetes Backwerk bekommen. — Dazu vernahm er eine Stimme aus der Finsterniß: „Das war für den Pluto.“ Unglücklicher Weise stürzte er furchtlos auf die Stimme zu, gewahrte eine fliehende Gestalt, die sich gegen das Thor zurückzog und verschwand. Das Thor war offen, er läuft auf die Straße, dem Fliehenden nach, da flog von allen Seiten ein schrecklicher Hagel von Steinen und Scheitern auf ihn ein, daß er schon da fast die Besinnung verlor; dann umzingelte ihn eine Rotte von ihrer zwanzig Kerls, zerschlug ihm zuerst die Laterne, dann den Kopf, das Gesicht und die Schienbeine, daß er zusam-

menstürzte, dann hörte er noch dicht neben sich die Worte flüstern: „das ist für die Ohrfeige“ und ein letzter Streich nahm ihm das Bewußtsein.

Schweigen wir von dem herzerreißenden Jammer der vortrefflichen Familie, die durch den Erschlagenen der Stolz des ganzen Dorfes und die Stütze der ganzen Gegend war. Die Nachtbuben waren bald eingefangen und geständig, doch wälzten sie alle Schuld auf — Brutus — dessen aufgefundener, blutiger Stoß für den seinen erkannt wurde und gegen ihn zeugte; endlich entfiel auch ihm der freche Muth zum Leugnen, als er sich von aller Welt verlassen und überwiesen sah. Er war der vorsätzlichen Ermordung seines Veters geständig; und ihn ereilte die fürchterliche aber gerechte Strafe. — Das waren die Folgen der unvernünftigen Erziehung.

Christen aber heirathete wieder, und fand noch Eine, denn er war noch reich.

Die Blutegel.

In Paris war vor vielen Jahren bei den Aerzten der Brauch für jedes Unwohlsein so gleich eine ungeheure Anzahl Blutegel zu verschreiben. Dieß geschah auch einst bei einem Handwerker, der sich den Magen verdorben hatte und an einem Verdauungsieber im Bette lag. Im Weggehen sagte der Arzt zu der Frau des Patienten: man muß da 30 Blutegel appliziren, und deutete auf den Magen. Als er fort war, und die Blutegel geholt, fragte die Frau ihren Mann, wie er denn diese Thiere haben wolle, gebräglet oder gebacken? Da sagte der Mann, er meine gebräglet giengen sie besser hinunter. Und so zubereitet aß er die 30 Blutegel auf, bekam ein ungeheures Erbrechen und gieng den andern Tag wieder munter an die Arbeit. Helf was hilft.

Wachtdienst.

Der Oberst eines Bürgercorps in einem deutschen Landstädtchen stolzte einst hoch zu Roß bei der Hauptwache vorbei, da präsentirte die Schildwache das Gewehr. „Tausend nochmal! warum ruft ihr nicht Wacht heraus in's G'wehr, wenn Euer Commandant erscheint?“ herrschte der erzürnte Herr Oberst; die Wache aber antwortete ganz prompt: „'S nützt nix, Herr Sternemirthe! sie sitzen all bei Ihnen an der Elfmess; wär' i abgelöst worde, säß i au dort bym Braumbier.“

List gegen Gewalt.

Als die Franzosen im Lande waren, gieng es wüß zu; nur Wenige lebten noch, welche davon erzählen können. An manchen Orten mußte der Bauer seinen letzten Kreuzer den feindlichen Soldaten herausgeben. Einer machte es klug. Er vergrub des Nachts all' seine Baarschaft im Garten, grub zwischen zwei Beeten ein offenes Loch und warf den Herd davon über Nägeli und Bündel und was eben von Blumen da stand und zertrat alles, als ob ein Regiment Kürassiere darauf herumgestampft wäre, das Geld aber lag unter dem Haufen. So wie nun Franzosen kamen, führte er sie in den Garten, ließ sie in das leere Loch schauen und sagte dann weinend: „Da war mein Sparhasen verborgen und auch den haben eure Kameraden gefunden.“ So rettete er all' sein Geld.

Sprüche.

Tief verborgen in des Menschen Brust
Wohnt der Hölle Schmerz, des Himmels Lust.

—
Lug' und Trug kann nicht bestehn,
Der Verrath muß untergehn.

Die Eröffnung des Hauensteintunnels.

(Mit einer Abbildung.)

Der Hauensteintunnel, das größte, schwierigste und kostbarste Bauwerk der schweizerischen Eisenbahnen, jener großartige unterirdische Durchpaß durch das Gestein des Juragebirges ist vollendet und seit dem 1. Mai 1858 dem öffentlichen Verkehr übergeben, und wohl mag es manchem Leser des sinkenden Boten nicht unerwünscht sein, eine nähere Kenntniß von diesem Werke zu erhalten, dessen Ausführbarkeit noch bis zum letzten Augenblicke vielfach bezweifelt wurde.

Die Länge des Tunnels beträgt vom nördlichen Eingange bei Läuflingen bis zum südlichen Eingang oberhalb des Dorfes Trimbach im Ganzen 8320 Schw.-Fuß oder 2496 Meter, mithin etwas mehr als eine halbe Schweizerstunde. Die Höhe des Tunnels von der Sohle bis zum Gewölbe beträgt 20 Schw.-Fuß und die Breite für zwei Bahnschienen auf der Schwellenhöhe 24 Fuß. Das Gefälle des Tunnels von Norden nach Süden erreicht die beträchtliche Höhe von $2\frac{1}{2}$ auf hundert Fuß (ganz genau 2,65 Procent).

Im Oktober 1853 wurde dieses Bauwerk dem Herrn Thomas Brassey aus London, als dem Wenigstfordernden, — (seine Forderung betrug Fr. 4,235,000) — übertragen, einem Manne, der schon verschiedene ähnliche und ganz gelungene Arbeiten ausgeführt hatte. Die Accordsumme wurde auf Fr. 1700 auf den laufenden Meter und die Bauzeit auf $3\frac{1}{2}$ Jahr, mithin die Vollendung auf das Frühjahr 1857 festgesetzt. Die Arbeiten an den Mündungen des Tunnels waren von der Gesellschaft schon im Juli 1853 in Regle angefangen worden, und wurden sodann von Herrn Brassey am 1. Februar 1854 übernommen.

Theils um die erforderliche Lüfterneuerung im Tunnel zu bewirken, theils um gleichzeitig mehrere Angriffspunkte zum Durchtreiben des Stollens zu gewinnen, wurden senkrecht über dem Tunnel auf der Höhe des Berges drei Schächte gegraben. Der Schacht Nr. I, 3426 Fuß von der Südseite entfernt, hatte eine Höhe von 559 Fuß, der Schacht Nr. II, 1600 Fuß weiter nördlich, sollte eine Höhe von 645 Fuß erhalten, wurde jedoch wegen des

außerordentlichen Wasserandranges nur bis auf eine Tiefe von 199 Fuß gegraben; der Schacht Nr. III, 1500 Fuß von der Nordseite, hatte eine Höhe von 409 Fuß.

Die Beschaffenheit des Terrains erforderte im Allgemeinen eine mäßig starke Ausmauerung von durchschnittlich 16 Zoll Gewölbsstärke im Scheitel; eine Länge von 1420 Fuß in den verschiedenen Wiederholungen des gänzlich unzerklüfteten Muschelfalkes bedurfte jedoch keiner Auswölbung.

Neben der schlechten Luft bildeten die bedeutenden Wasseransammlungen eine Hauptschwierigkeit für den Bau, indem das Wasser auf der Nordseite wegen des Tunnelgefälles herausgepumpt werden mußte und überhaupt das Felsensprengen sehr erschwerte. Es bedurfte hier einer Kraft von 15 Pferden um den Wasserandrang zu beseitigen. Das Wasser wurde in eisernen Röhren von 7 Zoll Durchmesser gehoben. Auf der Südseite hatte man in einer Entfernung von 4600 Fuß vom Portal warme Quellen von durchschnittlich 19° Reaumur angeschnitten, welche zur Lüfterneuerung benutzt wurden, indem man sie auf ein oberflächliches Rad von 14' Durchmesser leitete; in dieser Beziehung ersparten die Wasser der Südseite die Anwendung von Dampfkraft.

Der Durchbruch des Stollens zwischen der Südseite und dem Schacht Nr. I geschah am 23. November 1855, derjenige zwischen dem Schacht Nr. III und der Nordseite am 6. Mai 1856.

Ungeändert und den Umständen entsprechend schritten die Arbeiten vorwärts bis Ende Mai 1857. In diesem Zeitpunkte fehlten zur gänzlichen Vollendung des Baues noch: 690 Fuß Stollen, 1380 Fuß Tunnelausbruch und 1734 Fuß Tunnelausmauerung. Auf der Südseite war die 3426 Fuß lange Strecke zwischen der Tunnelmündung und dem Schacht Nr. I vollständig ausgemauert und hinter dem Schacht eine Strecke von 1490 Fuß eben so weit hergestellt, außerdem aber der Stollen noch um 761 Fuß weiter vorgetrieben. Da erschütterte unerwartet die Nachricht von dem entsetzlichen Ereignisse des 28. Mai bis in die entferntesten Kreise jede menschliche Brust. Im Hauensteintunnel war an jenem Tage ein grausenhaftes Unglück geschehn, welches in den Annalen der Eisenbahnbauten ohne Gleichen dasteht. Die

Schreckenskunde drang bis in die weiteste Ferne gleich einer gewaltigen Mahnung des Allmächtigen, der dem unaufhaltsam vorwärtstrebenden Menschengeschlecht in furchtbarem Ernste zurief, bei allen das Erstaunen der Mit- und Nachwelt erregenden Werken stets eingedenk zu sein, daß es nur eines Winkes des Allerhöchsten bedarf, um jede menschliche Berechnung zu stören und jedes Werk, von Menschenhand unternommen, zu vernichten. Welche ernste Mahnung sich vor der göttlichen Allmacht zu demüthigen und auf alle die herrlichen Werke, welche der menschliche Geist in unsrer an großartigen Erscheinungen so reichen Zeit erdenkt und menschliche Kraft zur Ausführung bringt, fort und fort den Segen und den Schutz des Allerhöchsten herabzuflehen!

Je weiter die Arbeiten hinter dem Bereinigungspunkte des Schachtes Nr. I mit dem Stollen vorwärtsschritten, desto größer wurde die Schwierigkeit, den Arbeitern die zum Einathmen nöthige gesunde Luft zuzuführen. Es mußte zu diesem Zwecke unter dem Schacht Nr. I ein Erwärmungsapparat angebracht werden, durch den man einen Zug aufwärts bewirkte und gute Luft gewann, welche man mit Hilfe eines Ventilators in die hintern Räume des Tunnels bringen konnte. Am 28. Mai, Mittags 12 $\frac{1}{4}$ Uhr, bemerkten der mit dem Heizen des Wärmeapparates und der Unterhaltung des Ventilators beauftragte Arbeiter und die von ihm aus der danebenstehenden Schmiede herbeigerufenen Arbeiter ein Knistern in den obern Theilen des Schachtes und sahen, daß es im Schacht brannte. Ein Zimmermann eilte sofort in den hintern Theil des Tunnels, um die daselbst befindlichen Arbeiter, zusammen 122 Mann, zur schleunigen Flucht aufzufordern. Viele schenkten weder ihm, noch einem weiter rückwärts entsetzten Schmiedejungen Gehör. Zulezt und nach vielen Zureden verließ der größere Theil (70 Mann) die Baustelle. Die letzten passirten den Schacht um 12 $\frac{3}{4}$ Uhr, eine halbe Stunde nach Entdeckung des Feuers. Sie waren gerettet. Schon waren brennende Holzstücke und Schutt aus dem Schacht herabgefallen. Im Ganzen waren 52 Mann zurückgeblieben. Sofort bildete sich aus den herabgefallenen brennenden Hölzern und glühenden Schiefeln ein Schuttkegel bis zum Scheitel

des Ausbruchs. Der Tunnel wurde dadurch vollständig abgesperrt. — Es begannen nun jene denkwürdigen und unvergeßlichen, wenn auch fruchtlosen Rettungsversuche, welche uns das erhebende Beispiel beinahe übermenschlicher Anstrengung, selbst der kühnsten Todesverachtung vor Augen stellte, wo es galt das Leben der unglücklichen, im Tunnelgrabe schmach tenden und auf Befreiung harrenden Brüder zu retten. Anfangs hoffte man den Schuttkegel mittelst eines Rettungsstollens zu durchbrechen. Schon gegen Abend mußten jedoch mehrere Arbeiter ohnmächtig den Tunnel verlassen, und Abends 9 Uhr machte sich eine solche Entwicklung schädlicher Dünste und Gase bemerkbar, daß die kräftigsten Männer nicht länger als $\frac{1}{4}$ Stunde im Stollen und seiner Umgebung zubringen konnten und die betäubten Arbeiter zu Duzenden aus dem Tunnel gebracht werden mußten. Nachdem es bereits gelungen war einen Stollen von ungefähr 10 Fuß Länge in den Schuttkegel zu treiben, war die Rettungsmannschaft zu ihrem tiefsten Bedauern Abends um 11 Uhr gezwungen, von weiterm Vordringen abzustehen und die Stätte des Todes zu verlassen. Am folgenden Morgen um 4 Uhr konnte man schon nicht mehr weiter als bis auf 2000 Fuß von der Tunnelmündung vordringen. Bis am Abend des 29. waren bereits elf Arbeiter der Rettungsmannschaft Opfer ihrer Hingebung geworden und infolge übermäßiger Einathmung schlechter Luft gestorben. In der größten Eile wurden nun die nöthigen Ventilationsapparate hergestellt, in allen umliegenden Städten und Ortschaften hölzerne Röhren für die Luftleitung angefertigt und schon am 31. Mai Nachmittags konnte der Apparat in Wirksamkeit gesetzt werden. Auf diese Weise gelang es am 2. Juni, Vormittags 10 Uhr, den Schuttkegel wieder zu erreichen. Die Arbeiten am Rettungsstollen wurden nun wieder aufgenommen. Da dieselben durch die Beseitigung vieler Holzstücke und die Schutzmaßregeln gegen drohende Einstürze sehr erschwert wurden, so wurde der 35 Fuß lange Stollen erst den 4. Juni, Nachts 12 Uhr, vollendet. Den 5., Morgens 4 Uhr, war die Luft jenseits des Stollens hinlänglich gereinigt, daß der Raum, welcher die Opfer einschloß, betreten werden konnte,

Ganz in der Nähe des Schachtes wurden zum Theil in dem aufgestauchten Wasser, zum Theil in der Schmiede 26, 150 Fuß vom Schacht wieder 5 und endlich am 6. Juni, Vormittags 10 Uhr, die 21 übrigen Leichen in dem hintersten Theile des Tunnels aufgefunden. Die letzten lagen, mit Ausnahme eines einzigen, neben einander auf dem Rüßboden, der zur Herstellung des Gewölbes diente. Die zuerst aufgefundenen Leichen wurden mit Rücksicht auf Heimath und Confession auf verschiedenen Kirchhöfen, die letzten aber in Einem gemeinsamen Grabe auf dem alten Gottesacker bei Trimbach feierlich beerdigt.

Noch darf hier die werththätige Theilnahme nicht verschwiegen werden, welche sich durch's ganze Land beurfundete. Ueberall wurden milde Beiträge gesammelt, um das traurige Loos derjenigen zu mildern, denen der Wille des Allmächtigen den Vater, den Gatten oder Bruder entrißen hatte. Vorerst hatte das Direktorium der Centralbahn nach einem von ihm sofort gefaßten Beschlusse den Wittwen und Eltern der Verunglückten im Ganzen Fr. 24,400 und an Einlagen in die Ersparnißkassa für die Kinder Fr. 3000 zu entrichten. Uebrigens wurden den Kindern Pensionen ausgesetzt. Außerdem aber stiegen die überall gesammelten Liebesgaben, bei denen sich einzelne Menschenfreunde in sehr hohem Maße betheiligten, auf die beträchtliche Summe von Fr. 61,471, deren Verwendung eine besondere Kommission in äußerst einsichtsvoller Weise anordnete. —

Noch, wir kehren von der Erinnerung an die Todten zurück zu dem großen Werke, welches die Lebendigen zu vollenden hatten. Die Arbeiten auf der Südseite des Tunnels standen infolge des Unglücks stille vom 28. Mai bis zum 18. Juni, also genau drei Wochen. Während dieser Zeit wurde der Schutzegel weggeräumt, die Decke mit den stärksten Hölzern dreifach eingebaut, die Wasserleitung wieder hergestellt und der Apparat für die Luftreinigung in Thätigkeit gesetzt. Von nun an giengen die Arbeiten rasch und ungestört vorwärts bis zum Durchbruch zwischen der Nord- und Südseite, also dem gänzlichen Durchstich des Tunnels, der am 31. Oktober 1857 statt fand. Das Gewölbe wurde vollendet am 20. April 1858. Hierauf wurde am 26. April die technische und

am 27. April die amtliche Probefahrt abgehalten. Dieses für die Geschichte des Eisenbahnbaues in der Schweiz so bedeutungsvolle und für die Erleichterung des Verkehrs so erfreuliche festliche Ereigniß erfordert noch eine nähere Erwähnung.

Dienstag den 27. April 1858, des Morgens um 9 Uhr, verließ der Festzug mit seinen zahlreichen Ehrengästen den Bahnhof in Basel. Die Lokomotive „der Rhein“ war mit Kränzen und Bändern festlich geschmückt und trug vorn die Inschrift:

„Aus felsigem Berge,
Wo früher die Zwerge,
Die Feen und Elfen den Wohnsitz gewählt,
Auf eisernen Bogen
Her komm' ich geflogen
Und bringe zusammen
Die Völker der Welt.“

Auf der linken Seite las man folgende bekränzte Sprüche:

Von Basel an des Rheines Strand,
Luzern am ew'gen Schnee,
Von Aarau's sanftem Hügelband
eil' ich an Bielersee.

Ferner:

Braust der Bahnzug dir entgegen,
Mit den Wagen lang und viel,
Denk', es führt auf allen Wegen
Nur Beharrlichkeit an's Ziel.

Rechts standen folgende Sprüche:

Zog über manchen Fluß hinein
Ob Emme, Birs und Aar,
Und sah' kein schlimmer Wässerlein
Als das von Homburg war.

Daneben stand:

Freudig reich' ich euch die Hand,
Baselstadt und Baselland.

kehret zahlreich bei mir ein —

's geht nun durch den Hauenstein.

Rasch flog der Zug nach Klettal und Elsfach, wo eine zweite Lokomotive vorgespannt wurde. Nach 10 Uhr war Läuelfingen erreicht, wo der Ortsgeistliche ein ernstes religiöses Wort sprach. Er machte aufmerksam auf die Mühen und Gefahren, die bei dem Bau des Tunnels zu überwinden waren, auf den Muth und die Beharrlichkeit der Unternehmer, auf das ernste Erinne-

Die Eröffnung des Hauensteintunnels.



rungezeichen des vorigen Jahres, welches Gott selbst in die Mitte des Tunnels hingestellt. Er schloß mit einem erhebenden Gebete, worin er das große Werk dem Schutze Gottes empfahl. — Nun bewegte sich der Zug durch das lange unterirdische Gewölbe. Längs den beiden Wiederlagern sah man zahlreiche kleine Lichter. In 6 Minuten durchquerte man den Tunnel. Beim südlichen Portal vor den Tunnelhäusern wurden die Festgäste von den dort längs der Bahn aufgestellten zahlreichen Arbeitergruppen mit lautem Zuruf, Hüteschwenken und Freudenschüssen empfangen. (Siehe die Abbildung.) Auch auf den anliegenden Anhöhen knallten die Böllerschüsse. Nun führte die Bahn den Festzug in einem langen Bogen und auf hohem Damme, von wo man eine herrliche Aussicht auf die Landschaft und die ferne Kette der Schneegebirge geniesst, in's Thal hinab nach Olten. Hier vereinigte man sich in freudlichem Willkommen mit den Ehrengästen aus Bern, Luzern, Solothurn und Aargau. Bald jedoch setzte sich der Festzug, durch die neu hinzugekommenen Gäste verstärkt, neuerdings in Bewegung. Zuerst wurde bei der schönen Arbrücke mit ihren mächtigen Pfeilern und den kühnen eisernen Bogen, welche in der Hauptverfäße zu Olten ausgeführt worden waren, angehalten. Nachdem die Gäste das wohl gelungene Werk betrachtet hatten, gieng es in raschem Laufe durch den Tunnel hinauf nach Lämpfingen und sofort wieder zurück nach Olten, wo die eigens herberufene Berner-Garnisonsmusik den anlangenden Zug mit ihren harmonischen Klängen empfing. — Hierauf begab man sich in das geschmackvoll verzierte Festlokal. Ueber dem Eingange war eine Galerie für die Musik angebracht, mitten im Saale ein mit hübschen Wasserpflanzen gezielter Springbrunnen, in dessen Becken Goldfische schwammen. Die Decke und die Wände waren mit roth und weißen Tüchern umhangen; an den Wänden sah man die Wappen aller Kantone und die Ortsnamen Basel, Liestal, Herzogenbuchsee, Solothurn, Biel, Burgdorf, Bern, Luzern, Zofingen, Aarburg, Olten, Aarau, Brugg, Baden und Zürich; in der Mitte das eidgenössische Kreuz mit der Inschrift: 27. April 1858. Das schöne und heitere Festmahl vereinigte gegen 200 Gäste. Mehrere ernste, selbst ergreifende

Tischreden gaben dem Feste die höhere Weihe. Bei diesem festlichen Anlasse durfte auch die Erinnerung an die Katastrophe des vorigen Jahres nicht fehlen. Wir erwähnen einzig die schöne Rede eines Mitgliedes des Direktoriums, welches „hinabsteigen wollte auf die Sohle des Tunnels“ und mit warmem Ausdruck der Arbeiter gedachte, auf deren Gefühlszügen sich ausprägten die Mühen des Tages, der harte Kampf um die tägliche Existenz, aber auch der Stolz der Selbsterhaltung und der Aufopferungsfähigkeit in der Gefahr. Aus dem Herzen kam und zum Herzen gieng die Schilderung jener Tage des entsetzlichen Unglücks und der Schluss, daß solche Zeiten mehr als alles andere jene Klasse der Arbeiter in ihrer rauen Hülle achten und lieben lehren. Bald darauf entführte die brausende Lokomotive die Gäste nach Nord und Süd, Ost und West. In Aller Herzen lebte die Freude an dem gelungenen Werke, welches so mächtig dazu mitwirken soll, auch in unserm Vaterlande die Schranken des Raumes und der Zeit zu brechen.

Das Attentat auf den Kaiser Napoleon III.

(Mit einer Abbildung.)

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich durch ganz Europa die Kunde von dem entsetzlichen Verbrechen, welches Donnerstag den 14. Jenner 1858 in Paris verübt worden war, und welches, wenn die ruchlose Absicht seiner Urheber erreicht worden wäre, vielleicht auf lange Zeit die Ruhe und den Frieden nicht nur Frankreichs, sondern unsers ganzen Welttheiles gefährdet haben würde.

An jenem Tage, Abends 8½ Uhr, als der Kaiser und die Kaiserin, welche sich unter der gewöhnlichen militärischen Bedeckung in die große Oper begaben, in der Straße Lepelletier in der Nähe des Opernhauses angelangt waren, fand ein Mordversuch auf dieselben statt, indem kurz nach einander drei

Granaten geworfen wurden, welche beim Niederfallen auf den Boden sich selbst entzündeten; zerplakten und mit außerordentlicher Kraft ihre Splitter nach allen Richtungen schleuderten. Die erste dieser Hohlkugeln wurde gegen den kaiserlichen Wagen geworfen, als derselbe in die Straße Lepelletier einbog. Sie streckte gegen zwanzig Menschen zu Boden, erreichte aber den Wagen selbst nicht. Der Kutscher, die Gefahr erkennend, trieb die Pferde zu größerer Eile an, aber in demselben Augenblicke zerplatzte eine zweite Granate, und jetzt stürzte eines der Pferde zusammen und der Wagen, der jetzt am Eingange des Opernhauses angelangt war, mußte Halt machen. Eine dritte Hohlkugel, mit mehr Genauigkeit geworfen, fiel und zersprang unter dem Wagen selbst, beschädigte den Kutschkasten und warf das zweite Pferd zu Boden. Glücklicherweise hatten jedoch der Kaiser und die Kaiserin den Wagen bei dieser dritten Explosion bereits verlassen. Dem Polizeisekretär Hebert wurde im Augenblicke, wo er sich dem Kutschenschlage näherte, von einem Granatensplitter die Wade zerrissen, ein anderes Bruchstück des Mordgeschosses fuhr ihm in die rechte Schulter. Dem Kaiser selbst wurde der Hut durchbohrt und außerdem soll seine Nase ganz leicht geritzt worden sein. Der General Noguet, der den Kaiser begleitete, erhielt eine nicht unbedeutende Wunde. Der Kaiser und die Kaiserin begaben sich sofort in die Oper. Noch bei keiner Gelegenheit wurde er mit stürmischerem Zuruf empfangen, als bei seinem Eintritt in die Loge, nachdem das Publikum einige Augenblicke sich über die drei Explosionen und ihre Bedeutung in athemloser Spannung befunden hatte. Auf der Straße Lepelletier herrschte unterdessen

Schrecken und entsetzliche Verwirrung, zumal durch den Luftdruck der Explosion die Gaslichter an der Fassade des Opernhauses ausgelöscht waren. Nach einigen Augenblicken war die Beleuchtung hergestellt und zeigte nun das entsetzliche Bild eines Schlachtfeldes. Vor der Oper war eine große Lache Blut, todt und verwundete Menschen und Pferde bedeckten den Boden, überall Geschrei der Menge, Gewimmer der Verwundeten, welche man eiligst in den nächst gelegenen Apotheken unterbrachte, dazu das Hin- und Herstürzen der Polizei und der Soldaten durch die stotternden Massen der Wagen und des Volkes. Alles dieses machte einen herzerreißenden Eindruck. Dem kaiserlichen Wagen waren von den Granatensplittern 43 Löcher beigebracht worden. Einer der Urheber, Pieri, konnte an dem Werfen der Kugeln selbst nicht Theil nehmen. Er wurde unmittelbar vorher in der Nähe des Opernhauses von dem Polizeioffizier Hebert, dem er verdächtig vorkam, verhaftet. Außerdem gelang es der Polizei, bald nach dem Attentat, auch der drei andern Urheber, sämmtlich Italiener, habhaft zu werden. Der Leiter des Complots war Orsini, geboren in der Romagna im Jahr 1819, der seit einer Reihe von Jahren bei allen Revolutionen in Italien theilhaftig war. Vor einigen Jahren war er im Fort St. Georgio in Mantua eingesperrt. Seine Flucht aus diesem Kerker grenzte an das Wunderbare. Zuletzt entkam er nach der Schweiz und von dort nach England. Bei dem Attentate wurde er von einem Splitter am Kopfe verwundet. In seiner Wohnung fand man eine Summe von Fr. 8000. Pieri, ein Mann von 40 bis 50 Jahren, gebürtig aus Florenz, war ehemals Offizier in der italienischen Legion. Zuletzt lebte er

Das Attentat auf Kaiser Napoleon III.



in London und kam wenige Tage vor dem Attentat über Brüssel nach Paris. Werkzeuge dieser beiden Führer waren die ebenfalls sofort verhafteten Rudio, aus Venedig, und Gomez, aus Neapel, Drisini's Diener. Die Thäter waren in den vordersten Reihen der Zuschauer gestanden und während sie die Arme erhoben und riefen: „Es lebe der Kaiser“ warfen sie die Granaten, entfernten sich sodann rasch und verschwanden unter der Menge.

Die Mordinstrumente waren Brandgranaten von neuester Erfindung, von Stahl, hohl und mit Knallquecksilber gefüllt. Das Geschloß bildete einen Cylinder von 10 Centimeter Länge und 6 Centim. Durchmesser. An beiden Enden befanden sich runde Köpfe, welche mit 25 gewöhnlichen Zündkapseln gespickt waren. Der Wurf auf das Pflaster mußte die Ladung entzünden. Der Cylinder war 2½ Centimeter dick. Jedes der Geschosse konnte durch die Explosion seiner Ladung in 70 bis 75 Stücken auseinanderfliegen. — Die Zahl der Opfer konnte erst später ermittelt werden. Sie betrug im Ganzen 156 Personen, wovon 8 ihren Wunden erlagen. Als ein heldenmüthiger Zug wurde erzählt: Die Lanciers der Eskorte standen auf dem Platze vor dem Opernhaufe wie in Parade mitten in der Explosion. Der Offizier fragt: Ist einer verwundet? Ja, sagt ein junger Lancier und legt die Hand an den Tschakko. Dann fiel er in Ohnmacht und zwei Stunden hernach war er eine Leiche.

Am Tage nach dem Attentat verbreitete der Telegraph die Nachricht in ganz Europa und schon am gleichen Tage liefen beinahe von allen Höfen telegraphische Glückwunschsbezeugungen für die Rettung des Kaisers in Paris ein.

Der Prozeß der Verbrecher wurde mit rasch eingeleitet und begann vor den Assisen zu Paris am 25. Febr. Drisini war schwarz gekleidet, trug Handschuhe und zeigte das Wesen eines fein gebildeten Mannes. Am 27. wurde das Urtheil gefällt und lautete gegen Drisini, Pieri und Rudio auf Strafe der Vatermörder, gegen Gomez, bei welchem Milderungsgründe angenommen wurden, auf Galeerenstrafe für die Lebenszeit. Nachdem das Cassationsgesuch der Verurtheilten am 11. Merz verworfen und die Todesstrafe Rudio's vom Kaiser in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt worden war, wurden Drisini und Pieri am 13. Merz, des Morgens Schlag 7 Uhr, hingerichtet. Die ganze Nacht über war der Platz de la Roquette mit einer dichten Menschenmenge bedeckt, welche dem Aufschlagen der Guillotine zusah. Am Morgen öffneten sich zur bezeichneten Stunde die Thore des Gefängnisses und es erschienen die beiden zum Tode Verurtheilten haarfuß, in langem weißem Hemde und schwarzem Schleier. Beide starben mit seltener Festigkeit, zuerst Pieri, indem er im letzten Augenblicke noch rief: „Es lebe die Republik!“ Drisini warf hierauf noch einen kalten Blick auf Pieri's Rumpf, und dann auf die Menge und rief mit lauter Stimme: „Es lebe Italien! Es lebe Frankreich!“ Im nächsten Augenblick fiel auch sein Haupt. — Die Gerechtigkeit ist gefühnt und die Strafe des Gesetzes vollzogen; allein noch lange wird es dauern, bis das erschütterte Vertrauen auf den sichern Bestand der öffentlichen Verhältnisse Frankreichs in die beunruhigten Gemüther wieder eingekehrt ist.

Das Blatternpflaster.

In einem Hospital erschien eine Frau mit ganz krankem Aussehen und zünd-rothen Augen; sie wurde sogleich vor Schausal genommen und untersucht. Da gab man ihr eine Salbe um damit Morgens und Abends, kaum eine Erbse groß, die Augen im innern Winkel zu bestreichen und zwei Blatternpflaster um auf die beiden Schläfen zu legen. Die Frau dankte, gieng weg und kam nicht wieder. Nach ungefähr 6 Wochen kam eine hübsche gesunde Frau in das nämliche Hospital und wollte mit Gewalt „zu den Herren vor Schausal.“ Endlich ließ man sie herein, aber keiner kannte sie. Da sagte die Frau: „He b'hönnet d'r mi de nit meh, i chum'en ech cho danke für d'Rur wo d'r mer verschriebe heit dā Hustage, sie het m'r gar söli gut ag'schlage. Nit, d's Sälbli han i de Säue g'gäh, aber d's Pflaster het m'r zoge, daß m'r d'Säck bis über d'Back'n abe g'hanget si, u sieder her's m'r keis Brösmeli meh g'fehlt.“ Als man sie fragte, wo sie dann das Pflaster aufgelegt habe, antwortete sie: „He wo süsch? uf d'Nuge, i ha dächt, die Herre siße numme verirrit.“ Andere wären bei einer solchen Verirrung um beide Augen gekommen.

Gute Antwort.

Hätte der dicke und übermüthige Kreuzwirth von Schlemmbach mit seinem gemästeten Wanste, den alten, mäfigen Nathan von Griepstetten nicht aufgestachelst, so wäre dieser noch lange still und bescheiden neben ihm hergeritten, aber da fragte er ihn: warum denn die Juden das Schweinefleisch nicht leiden könnten? worauf ihm Nathan antwortete: „Wir zwei beide sind doch die besten Freunde miteinander.“

Lüg nit.

Zu einem Rechtsagenten kamen zwei Bauern in die Schreibstube und wollten ihn brauchen um einem Nachbarn das Wasserrecht von seinen Matten abzuprozeßiren. Natürlich mußten sie ihm „den Fall“ vortragen. Das that denn der Eine von ihnen recht geschickt und geläufig, ließ aber manche verblühte Ausschmückung, die neben der Wahrheit vorbeispazirte, dazwischenschlüpfen, so daß es dem andern Mitparten Angst wurde, er möchte den Rechtsagenten zu ihrem eigenen Schaden „falsch berichten“ und zuletzt verlieren und doch zahlen müssen.“ Da fiel er ihm in die Rede: „Nit, nit, Uhli, lüge mußt nit, är wird's de scho mache wo's nöthig isch.“

Der Hofnarr.

Als der Herzog Leopold von Oesterreich Anno 1315 den Zug gegen die Schweizer unternahm, hielt er in Stockach im Schwabenland unweit vom Bodensee sein letztes Hoflager, wo er noch in seinem Uebermuthe mit seinen Vasallen aus der schwäbischen Ritterschaft zechte und den Bären verkaufte ehe er geschossen war. Da fragte er auch seinen Hofnarren, wie er da hinein komme? Er meinte, wie er mit seinem Heere in die Schweiz hinein kommen werde. Der Narr war ein ganz gescheiter Mensch, wie sie damals waren, nur war er zu jeder lustigen und witzigen Antwort jeden Augenblick bereit und hatte, nach dem damaligen Gebrauch, das Recht, straflos alles geradeaus zu sagen; was er dachte, nämlich, wenn er gefragt wurde. So antwortete denn der Narr seinem Herrn: „Gnädiger Herr! das ist mir ohn Kummer wie Ihr hinein

kommt — aber wie wieder heraus? „Auch hat er, nicht mitziehen, sondern in seinem Geburtsorte Stockach bleiben zu dürfen, was ihm der Herzog auch gewährte. Als nun die Schlacht bei Morgarten für den Herzog Leopold so jämmerlich ausfiel und er kaum mit dem Leben davon kam, schenkte er seinem prophetischen Hofnarren eine Leibrente und den Stockachern das Recht, alle Jahre zur Fastnachtzeit ein Narrengericht halten zu dürfen, wo, halb Spaß halb Ernst, alle dummen und lächerlichen Vorfälle im ganzen Schwabenlande, auf spaßhafte Weise vorgenommen und abgeurtheilt wurden. Das dauerte noch bis auf meine Jugendtage.

Der Teufelsblock.

Es giebt im Land herum noch da und dort, oben auf flachen Bergen, wie der Längenberg und unten in Thälern von lauter Sandsteinflühen umzingelt, ungeheure Granitblöcke, deren Muttergestein weit und breit nirgends mehr zu finden ist, bis an den Gotthard und die der Teufel von dort her gerollt haben muß, so lange es die Menschen nicht besser zu deuten wissen. Da ich auch nicht dabei gewesen bin, so nehme ich es auch noch so, und gebe es wie die alte Sage es brachte. Nun, da lag ehemals auch so ein haushoher Felsblock im Lindenthal unweit Thorberg, wo die Vaganten ihr Pfründerhaus haben. Da wohnte einst bei Geristein ein schönes Mädchen, das gerne Blumen pflückte und viel spazieren gieng. Einst schlich ihm ob seinem Müßiggang der Teufel nach, wie ein Luchs und husch! — da hatte er es in den Krallen und trug es auf den Gotthard. Dort erklärte er ihm seine Liebe und wollte erhört sein. Das Mädchen, noch kaum erholt von

der rasenden Lustreise, die ihm fast das Athmen geraubt, war aber dennoch besonnen und dachte: „Mit den Wölfen muß man heulen, sonst fressen sie einen.“ Es that also ganz freundlich mit dem Teufel und versprach ihn zu lieben, wenn er ihm zwei Dinge zeigen könne und wolle; das versprach er dem Mädchen und schwur bei seiner ganzen Macht, er wolle ein Felsblock werden, wenn er es nicht könne. Nun verlangte das Mädchen einen Liebhaber zu sehen, aber den aller feurigsten auf der ganzen Welt; da schmunzelte der Teufel und zeigte auf sich selbst. Darauf sagte das Mädchen: „Nun zweitens möchte ich einen noch feurigeren sehen.“ Da ward der Teufel zu einem Felsblock, denn einen noch Feurigeren, als er war, konnte er nicht aufweisen. So ward das kluge Mädchen von ihm befreit, sprang schnell den Berg herunter, aber immer hinter ihm her rollte der Teufelsblock in gräßlichen Sprüngen und drohte es zu zerschmettern. Endlich in seiner Herzensangst fiel es im Lindenthal betend nieder, da fuhr der Block vor ihm in den Boden hinein und blieb dort ruhig liegen, bis auf andere Zeiten, denn das Mädchen betete gläubig und vor einem gläubigen Gebete mag der Teufel nicht bestehen.

Das Talent.

Ein Amtsrichter hatte einen hübschen, kräftigen Buben, der aber nichts lernen wollte, nicht einmal recht schreiben; dafür verschmierte er aber alles Papier mit Toggeln und andern Schlarggereien, daß es ein Graus war. Darüber erzürnte sich der Herr Amtsrichter und prügelte seinen Hansli einst tüchtig durch. Der Vetter Professor aber in

der Stadt war anderer Ansicht, denn er war lange in Deutschland gewesen und hörte das Gras wachsen und das Jahr herumrutschen. „Das nützt nichts, Vetter Amtsrichter,“ sagte er einst zu demselben, — „man muß den Kindern ihre Talente nicht zurückprügeln, euer Hansli ist ein Talent, aus dem kann einst ein großer, berühmter Künstler werden.“ Nun that der Herr Amtsrichter seinen Hansli zu einem Maler und bezahlte ein hübsches Kost- und Lehrgeld für ihn. Als der Amtsrichter einst wieder nach der Stadt fuhr, zog ihn sein Vaterherz zu seinem hoffnungsvollen Söhnchen hin und er gieng zum Maler. „Nun, wie geits mit mim Hansli, Herr Maler?“, „Schlecht, Herr Amtsrichter, er verschmiert mir alles, sogar meine eigenen Gemälde.“ „Da hei mer's,“ sagte der Amtsrichter, „das macht d's Talent.“ „Ja, schönes Talent! — gar kein Talent hat der Junge zur Kunst.“ „Schlößt ihm's nime wieder use, der Vetter Professor het g'seit, i heig ihm's z'ruckprüglet, es wird de scho wieder füre cho.“ — Aber wo nichts ist, da schlägt man auch nichts heraus, und aus dem Hansli ist seiner Lebtag kein Maler geworden; aber ein tüchtiger Bauer, wie sein Vater und Großvater es waren, und wer weiß, ob er nicht noch am Ende ein gescheiterer Amtsrichter wird, als sein Vater einer ist.

Eine andere Meinung.

Meister Hobelmann, ein Schreiner, hatte zwei Söhne, einen von 16 und einen von 14 Jahren. Als es sich darum handelte, ihren künftigen Beruf zu bestimmen, sprach der Schreiner eines Abends, nach vollbrachter Arbeit, hierüber auch mit seinem Nachbar. Dieser sagte im Verlaufe des Gesprächs: „Nun, Gevatter Hobelmann, Ihr werdet

doch Euern ältern Sohn, den Jakob, der immer ein ordentlicher und braver Junge gewesen ist, zur Profession halten. Euere Haare fangen an in's Graue zu spielen, und Ihr werdet froh sein, Euerm Sohne in einigen Jahren die Werkstatt zu übergeben?“ „Nein, Herr Nachbar, antwortete der Schreiner, der Jakob taugt nicht an den Hobelbank, der ist zu dumm vor die Profession, der muß mir geistlich studiren; aber der jüngere, der Heinrich, der ist ein gescheidter Kerl, ich sag' Ihnen, ein wahres Genie. Der muß mir zum Handwerk. Seh'n Sie, Herr Nachbar, Genie muß sein vor die Profession.“

Nachbar: „So? Aber, hören Sie, Gevatter Hobelmann, da hat doch Ihr eigener Vater eine ganz andere Meinung gehabt!“

Guter Trost.

Ei, was mueß man nicht erleben
Wenn man lang am Leben ist,
Ei, was kann man nicht all's fangen,
Wenn man so im Trüben fischt?

Gang i nächtig spät am Abend
Zu mei' Liesmareili's Haus,
Klop' a wenig an's Kammerfenster
Guckt mei Liesmareili 'raus.

Sag i: Liefeli, wie geht dir's
Du mein goldner Tausendschatz?
Du mein Leben, du mein Sterben,
Gieb mir doch an kleinen Schmatz!

Aber seit mei Liesmareili:
„Hans, ich hab' von dir jetzt g'nug,
Kannst ein ander Schätzchen suchen!“
Und macht's Kammerfenster zu.

Donderschlag und böse Zeiten!
Stand i do und weiß nit wie,

Will verzweifle, will verwüthen;
Du, die Nacht vergiß ich nie.

Liesmareili! — sag' ich traurig
Wenn ich morgen g'storben bin,
Denk der halt, daß du bist schuldig
B'hüeti Gott — mein Liesmarie! "

Wie n'i heim geh voll Gedanke
Vom Verstecken und vom Blut,
Denk i: s'isch halt doch kei G'späß nit
Wenn man jung schon sterben thuet.

S'giebt ja noch viel andre Mädchen,
Und viel schön're noch dazu;
Suechst dir halt ein ander Schätzchen
Lieber Hans, es giebt noch g'nue.

Und das hat mich richtig tröstet,
Und mich g'stärkt in meiner Noth;
Werd' schon noch en andre finden,
Die mir treu bleibt bis zum Tod.

Das Duell.

Der alte Fritz, d. h. der alte König Friedrich II von Preußen, hatte große Heere nöthig und tapfere, tüchtige Offiziere um seine vielen Schlachten zu schlagen und so viel Land zu erobern, wie im 7jährigen Kriege; darum konnte er es nicht leiden, wenn sich die jungen Hitzköpfe unter sich bekriegten, im Duell erstachen oder erschossen. Dennoch wollte er das persönliche Ehrgefühl schonen und erließ deshalb gegen das Duell gar kein Gesetz, half sich aber besser als mit allen gedruckten oder geschriebenen Gesetzesbuchstaben. Einst fuhren zwei Duellanten mit ihren Sekundanten und Aerzten in den Charlottenburgerpark bei Berlin. Als sie auf einer einsamen Richtung ausgestiegen waren, sahen sie, daß ihnen ein Reiter in blutrothem Mantel gefolgt war und fragten daher denselben, was er da wolle. „Oh, lassen Sie sich durch meine Gegenwart

nicht stören, meine Herren,“ sagte dieser ganz höflich, „Ich habe bloß den Befehl von Sr. Majestät dem König, demjenigen, der den andern todtschießt, den Kopf abzuschlagen.“ Da schossen die Herren Duellanten in die Luft und versöhnten sich ohne Duell.

Die Schlacht in der Schofhalde.

(Mit einer Abbildung.)

Im Hinkenden Boten für das Jahr 1857 sahen wir den König Rudolf von Habsburg nach vergeblich wiederholter Belagerung von Bern abziehen. Dieses geschah im Herbstmonat des Jahres 1284. Die Berner hatten sich durch Tapferkeit und Beharrlichkeit gegen den mächtigen Krieger behauptet und athmeten nach zurückgeschlagenem Angriffe wieder frei.

Aber in König Rudolfs Gemüthe haftete noch immer heftiger Groll gegen die Stadt Bern. Er konnte es nicht verschmerzen, daß diese Stadt seinen wiederholten Angriffen getrogt hatte, und was er durch offene Gewalt nicht hatte erzwingen können, suchte nun der König durch List und Ueberrumpelung zu erreichen. Daher befahl er seinem Sohne, dem Herzog Rudolf, welcher als Statthalter die Habsburgischen Besitzungen in der Schweiz und in Schwaben verwaltete, seine Absicht auszuführen. Der Herzog versammelte nun zu Anfang des Frühlings 1289 im Geheimen alle seine Vasallen dieser Lande im Aargau; zahlreich erschienen die Grafen, Freiherren und Ritter sammt ihren Knichten. Plötzlich brach der Herzog mit ihnen auf und eröffnete ihnen erst unterwegs sein Vorhaben, die Berner unversehens zu überfallen. Nach einem möglichst raschen Marsche von 18 Stunden kamen sie am 27. April 1289 über Krauchthal und Bolligen in der Gegend von Bern an, ohne

daß hier irgend jemand eine Wohnung hatte. Herzog Rudolf stellte sich mit dem Heere hinter das Gehölz in der Schoßhalde und schickte einige Reiter an die Stadt heran, um durch Plünderung die Bürger zu reizen und zu einem Ausfalle zu verlocken. Jene Reiter bemächtigten sich hierauf des Viehes, welches an der Höhe weidete. Das bemerkten einige Bürger und machten Lärm. Man rottet sich zusammen, sieht die Plünderung der feindlichen Reiter; man ruft: „Heraus auf die frechen Waghälse, die wollen wir züchtigen!“ Da man von einem feindlichen Heere nichts wußte, so glaubte man es nur mit einigen verwegenen Gefellen zu thun zu haben. Der Berner Niklaus Brugger, der am Stalden wohnte und die Schlüssel zum untern Thor in Verwahrung hatte, ein kräftiger, beherzter und angesehenener Mann, mahnte noch mehr Bürger auf, unter diesen auch das zahlreiche und geachtete Geschlecht der Neunhaupt; dann ergriff er das Banner, stellte sich an die Spitze, öffnete das Thor und verfolgte mit seinen Leuten die plündernden Reiter bis an das Gehölz in der Schoßhalde. Jetzt stürzten plötzlich die Feinde mit großem Geschrei aus dem Walde hervor; im Augenblicke sahen sich die Berner ganz unerwartet von allen Seiten umringt. Da begann ein schrecklicher Kampf; der Wald wiederhallte von dem Getöse der Waffen und dem Geschrei der Männer. Mit Ungestüm drangen die kühnen Neunhaupt in die Feinde; mehrmals wurden diese von der kleinen Schaar zurückgetrieben; allein ihrer waren zu viele, an die Stelle der Erschlagenen rückten immer neue in die Schlachtreihe, während die Kräfte der Berner sich immer mehr erschöpften. Schon lagen mehrere Neunhaupt hingestreckt, um sie herum viele andere tapfere Bürger. Jetzt erhielt auch der Berner

Brugger eine tödtliche Wunde; noch einmal hob er das Banner hoch empor und rief: „Rettet, rettet der Stadt Banner!“ Allein ein feindlicher Ritter entriß es der Hand des Sterbenden und trug es jubelnd in die Reihen der Seinigen. Der Untergang der umringten Berner schien unvermeidlich.

Unterdessen ertönte in der Stadt Bern die Sturmglöcke. Der Rath versammelte sich, alle Bürger griffen zu den Waffen und eilten in wohlgeordneten Haufen, den Schultheissen an ihrer Spitze, hinaus über die Brücke, ihren kämpfenden Mitbrüdern zu Hülfe. Auf der Höhe hörten sie das Getöse und bald erblickten sie das Gewühl des Kampfes. Sie erhoben ein starkes Geschrei, um den vollständig umringten Bernern zu zeigen, daß Hülfe herannah. Diese antworteten mit einem kräftigen: „Sie Bern!“ und schlugen mit neuem Muthe auf die Feinde los. Diese aber waren nicht wenig bestürzt, als sie den unerwarteten Haufen mit festem Schritte herankommen sahen. Sogleich befahl der Herzog einem Theil der Seinigen, dem bernischen Gewalthaufen entgegen zu gehen, und es erhob sich auch da ein wilder Kampf, hier aber zum Vortheil der Berner, denn sie waren eine wohlgeordnete, zahlreiche und tapfere Schaar. Mit wildem Ungestüm warfen sie die feindliche Reiterei zurück und drangen vorwärts; unter mächtigen Streichen bahnten sie sich den Weg bis zu ihren eingeschlossenen Mitbürgern und nahmen die Ermatteten in ihre Reihen auf. Jetzt erblickt ein Berner, Walo von Greyerz, das Banner der Stadt in Feindeshand; er stürzt sich in den Haufen, entreißt es dem feindlichen Ritter und bringt es zerissen und blutig zu den Seinigen zurück. — Als der Herzog sah, daß er es nun mit der gesammten Bürgerschaft zu thun habe, welcher

Die Schlacht in der Schoßhalde.



überdies, durch die Sturmglocke herbeigerufen, noch viele redliche Landleute zu Hülfe eilten, zog er sich mit seiner Mannschaft eiligst zurück. Zwar mit gerechtem Stolz, aber auch mit tiefer Betrübniß überblickten nun die Berner das Schlachtfeld. Da lag Brugger, der Benner, da lagen die Neunhaupt an einem Haufen und viele andere muthige Streiter, über hundert an der Zahl. Allein noch viel theurer war der Kampf dem Feinde zu stehen gekommen; weit größer war die Zahl seiner Todten; die Leichname der Vornehmsten, des Grafen Ludwig von Homberg und des Ritters von Hettlingen hatten sie beim Rückzuge mit sich fortgeführt.

In ernster Stille kehrten die Berner in die Stadt zurück. Walo von Greyerz, wegen seiner edeln That von nun der Biedere genannt, trug das blutige und zerrissene Banner. Zum Andenken an den blutigen Tag und die ruhmvolle Errettung des Banners wurde dasselbe von nun an verändert. Bisher war es weiß gewesen, auf demselben der schwarze Bär; jetzt erst wurde das weiße Feld in ein blutrothes verwandelt mit einem weißen Streifen, auf welchem der Bär eingehergt. Später wurde an die Stelle des weißen Streifen ein goldener gesetzt.

Die im Kampf erschlagenen Mitbürger wurden in die Stadt geführt, feierlich beerdigt, und alljährlich am 27. April wurde im Münster eine Messe für sie gelesen.

Grenzbeidung.

Ein Schweizer soldat in spanischen Diensten hatte sich was verdient und da überkam ihn das Heirathen. Dieß fiel aber jämmerlich aus: die Frau ward der Meister, ein guter Freund der Mann und der Gatte ward zum Knecht. Das verdroß unsern Soldaten

und nach ein paar Jahren hielt er es nicht mehr aus. Da stieg er an der Frau von goldenen Bergen in seiner Heimath zu reden, von Gütern die er geerbt; er zeigte ihr Briefe, die sie nicht lesen konnte, und kurz und gut — er bewog sie mit ihm nach der Schweiz zu reisen. Als sie oben auf den Pyrenäen, an der Grenze von Frankreich angekommen waren, stieg er von seinem Maulthiere, theilte mit der Frau ihr gemeinschaftliches Geld, setzte sie auf das Maulthier und indem er es wieder nach Spanien hin drehte und ihm einen tüchtigen Schlag gab, daß es davon sprengte, rief er ihr ein zärtliches Lebewohl und vielen Dank nach für alle ihre Treue — und verschwand für sie auf immer. Die Wittwe langte wieder in Madrid an und der Befreite in der Heimath.

Die heilsamen Contraste.

In einer Stadt las man am nämlichen Hause zwei auffallend verschiedene Aufschriften: oben am ersten Stockwerke in großen goldenen Buchstaben stand: Christoph N.N. und Söhne, Wechselr. Und unten über dem Erdgeschos stand ganz bescheiden schwarz auf weiß: Nathan, Kleidertröbler. Da fragte Einer, wie denn diese zwei zusammenkämen. „Das ist ganz in der Ordnung der alles ausgleichenden Natur,“ sagte ein Anderer, „damit jeder, der oben ausgezogen wird, sich unten wieder anziehen kann.“

Der Hunger.

Wer stets genug zu essen hat, weiß nicht was Hunger ist; aber ein stets rufender Magen übertönt am Ende Scham und Gewissen. So ergieng es in der theuern Zeit auch einem sonst fleißigen Arbeiter, der wegen Verdienstlosigkeit das Betteln anfieng. Als ihm ein

Herr darüber Vorwürfe machte und ihm sein gesundes Aussehen vorhielt, sagte er in seiner Herzensangst: „ja, gesund bin ich, aber nur gesund, was hab' ich davon? wäre ich krank, so würde ich im Spital verpflegt, oder hätte doch minder Appetit.“

Wie weit sie's treiben.

Ein ehrbarer Landmann vom alten Schrot und Korn, der aber auch noch nach altem Styl erzogen war und weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte, sah einst einen jungen, hübschen Burschen am öffentlichen Halseisen stehen, mit einem großen, geschriebenen Zettel am Halse, worauf das Wort „Schriftverfälscher“ stand. Da fragte er denn was der gethan habe und erhielt die Antwort, daß er fremde Handschriften und Banknoten nachgemacht habe, denn er sei ein ganz vorzüglicher Schreiber. „Was? so weit treiben sie es jetzt“ — rief er aus, — „daß man sie nicht nur schreiben, sondern sogar noch Geschriebenes nachmachen lehrt bis sie an das Halseisen kommen!“

Der frühe Spekulationsgeist.

Ein Lehrer malte seinen Schülern die Qualen der Verdammniß und die Größe des höllischen Feuers in so grellen Farben aus, daß alle in eine erschreckliche Furcht geriethen, nur ein Mädchen nicht, die Tochter eines Steinkohlenbesitzers. Dieses bat nach der Schule den Lehrer: er möchte doch seinen Vater empfehlen, daß er die Kohlen zu diesem Feuer zu liefern bekomme.

Guter Wegweiser.

In einer großen Residenzstadt Deutschlands suchte ein Handwerksbursche die Polizei,

um daselbst sein Wanderbuch visiren zu lassen. Er fragte daher einen Vorübergehenden: „Sie erlauben's, welches ist denn der nächste Weg auf die Polizei?“ — und erhielt die sonderbare Antwort: „Da gehen's nur in den nächsten Goldarbeiterladen, nehmen's a goldene Ketten, da sind's in fünf Minuten auf der Polizei.“

Sterben ist Sterben.

Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher wurde einst vom Landesherrn dahin begnadigt, daß er seine Todesart selbst bestimmen könne und für die Auswahl 24 Stunden Bedenkzeit habe. Nach Ablauf dieser Frist sagte der Verurtheilte: „Hängen geht zu lang, Köpfen zu rasch, Rädern ist zu schmäblich — Sterben ist Sterben. — Nun, so wähle ich mir den Tod durch Altersschwäche.“ Der Landesherr hielt redlich sein Wort und ließ den Verbrecher einsperren bei Wasser und Brod, bis er in seinem frühen Alter aus Schwäche starb.

Sorgenschwer und sorgenlos.

Du bist so sorgenschwer —
Ich glaub' es dir recht gern,
Ich wär' es grad so sehr,
Hätt' ich so viele Herrn:
Blitz, Hagel, Feuer, Stürme,
Seuch', Menschen und Gewürme
O! wie so viele Herren!
Ich habe Einen bloß,
Bei dem all' die Genannten
Im Dienst steh'n als Trabanten,
Drum bin ich sorgenlos.